



Neuauflage (PDF) Juni 2017

© 2011 by Raik Thorstad

Verlagsrechte © 2017 by Cursed Verlag Inh. Julia Schwenk, Taufkirchen

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile, Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verlages.

Bildrechte Umschlagillustration vermittelt durch Shutterstock LLC; iStock Satz & Layout: Cursed Verlag Covergestaltung: Hannelore Nistor Druckerei: CPI Deutschland

ISBN-13 (Print): 978-3-95823-102-3

Besuchen Sie uns im Internet: www.cursed-verlag.de

RAIK THORSTAD



Liebe Leserin, lieber Leser,

vielen Dank, dass Sie dieses eBook gekauft haben! Damit unterstützen Sie vor allem die Autorin des Buches und zeigen Ihre Wertschätzung gegenüber ihrer Arbeit. Außerdem schaffen Sie dadurch die Grundlage für viele weitere Romane der Autorin und aus unserem Verlag, mit denen wir Sie auch in Zukunft erfreuen möchten.

Vielen Dank! Ihr Cursed-Team

Klappentext:

Andreas von Winterfeld leidet unter einer schweren Form von Agoraphobie, die sich in Ermangelung einer Behandlung stetig verschlimmert. Isolation und unglückliche Familienumstände haben ihn zu einem Außenseiter gemacht, der sich kaum mit Menschen auskennt und auch seine Homosexualität niemandem anvertrauen kann – bis Sascha sein eintöniges Leben komplett auf den Kopf stellt. Doch auch Sascha hat sein eigenes Päckchen zu tragen und versucht noch, seinen Platz in der Welt zu finden. Können sich diese beiden ungleichen jungen Männer gemeinsam der Einsamkeit stellen?

Inhalt

Kapitel 1
-
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13
Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18
Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22
Kapitel 23

Kapitel 24 Kapitel 25 Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

Kapitei 39

Kapitel 40

Kapitel 41

Kapitel 42

Kapitel 43

Kapitel 44

Kapitel 45

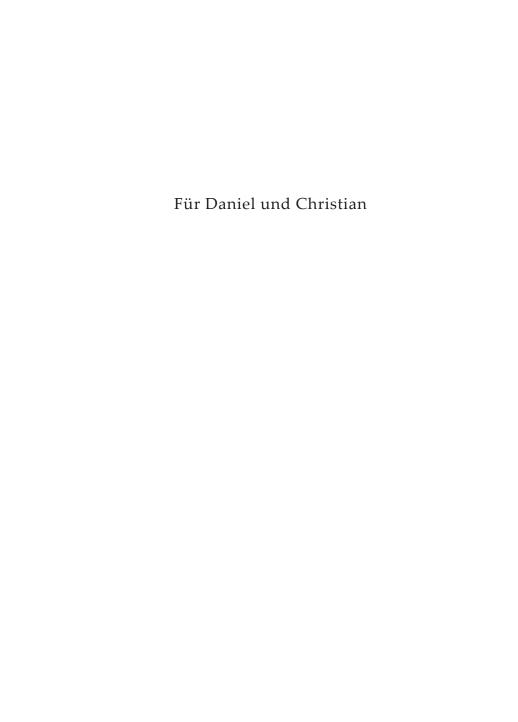
Kapitel 46

Kapitel 47

Kapitel 48

Kapitel 49

Kapitel 50



Kapitel 1

Durch die Sprossenfenster fiel gleißendes Sonnenlicht. Staubpartikel tanzten gemächlich in Richtung Boden und streiften das Chaos, das nicht recht zu der kostspieligen Einrichtung des Zimmers passen wollte. Helle Buchenholzmöbel, ein Ledersessel vor dem Glasschreibtisch, eine moderne Hi-Fi-Anlage über dem Bett, ein Computer, ein verstaubtes Teleskop vor dem linken Fenster.

Vom taubenblauen Teppichboden war kaum etwas zu erkennen, stapelten sich doch Bücher und Zeitschriften, zerbrochene CD-Hüllen, DVDs und Computerspiele auf jedem freien Fleck. Das Bett beherbergte ein Wirrwarr zerknitterter Kleidung und erklärte, warum ihr Eigentümer auf dem Fußboden vor dem Fenster lag, statt es sich auf der Matratze bequem zu machen.

Träge drehte Andreas den Kopf und betrachtete aus halb geschlossenen Augenlidern seine Umgebung. Sein Blick verharrte für eine Sekunde auf dem gefährlich hohen Stapel Zettel, Hefte und Schulbücher, der jeden Augenblick vom Schreibtisch zu stürzen drohte – direkt in den übervollen Mülleimer.

Es kümmerte ihn nicht. Es kümmerte ihn ebenso wenig wie die Tatsache, dass eine Staubschicht seinen erst wenige Monate alten Flachbildfernseher bedeckte oder dass ein muffiger Geruch im Raum hing.

Er wusste, dass es an der Zeit war, dem Drängen seiner Eltern nachzugeben. Seit Tagen klopften sie abends an seine Zimmertür und baten, verlangten, bestanden darauf, dass er ihrer Haushälterin Ivana die Möglichkeit gab, gründlich bei ihm sauber zu machen.

Andreas mochte Ivana. Sie war still und herzlich und dachte sich eher ihren Teil, als anderen Leuten ihre Meinung aufs Auge zu drücken. Die gebürtige Ukrainerin arbeitete schon so lange für die von Winterfelds, dass sie fast ein Teil der Familie war.

Das bedeutete aber nicht, dass er sie in seinem Zimmer haben und erleben wollte, wie sie ihm seine ganz eigene Ordnung durcheinanderbrachte und überhaupt in seinen engen Lebensraum eindrang. Wenn man als Neunzehnjähriger kaum mehr Bewegungsfreiheit als ein Hamster im Käfig hatte, schätzte man es nicht, wenn andere Leute zu einem in die Einstreu kletterten – so schmutzig und übel riechend sie auch sein mochte.

Frustration ergriff von Andreas Besitz und legte sich als bleiernes Gewicht auf seine Brust. Es prickelte unangenehm in seinen Oberschenkeln und ein milder Schwindel zwang ihn, die Augen zu schließen. Ihm war übel. Das kannte er schon. Ihm wurde immer übel, wenn er über gewisse Dinge nachdachte, sich damit beschäftigte, wer er war und was die Zukunft für ihn bereithielt.

Dabei gab es sicherlich viele Menschen, die liebend gerne mit ihm getauscht hätten. Nichts ahnende Idioten, alle miteinander.

Von außen betrachtet war er ein privilegierter, junger Mann, dem die ganze Welt offenstand. Seine Familie trug den stolzen Namen von Winterfeld, der auf ein über tausend Jahre altes Adelsgeschlecht zurückging. Sein Großvater mütterlicherseits war nie um eine Anekdote aus dem Mittelalter verlegen, in der einer ihrer Vorfahren heldenhaft einem Fürsten, König oder Grafen zu Hilfe eilte.

Andreas vermutete, dass es sich bei der Historie derer von Winterfeld lediglich um eine Sammlung hübscher Märchen und Legenden handelte, die sich gut auf der Website des Familienbetriebs machten. Mit romantischen Burganlagen oder großflächigem Landbesitz hatten sie nichts zu schaffen. Von Winterfeld war ein Markenname, der aus der deutschen Wirtschaft nicht wegzudenken war. Ein paar gute Ideen, eine gewisse Gnadenlosigkeit während der harten Jahre des Zweiten Weltkriegs sowie ein eiserner Wille hatten ein Unternehmen geschaffen, das ein paar Tausend Arbeiter unter Vertrag hatte und gewaltigen Gewinn abwarf.

Einen Gewinn, der nur wenigen zugutekam, denn die Familie von Winterfeld war klein. Sie bestand aus Andreas' Großvater – dem einstigen Firmeninhaber –, seinen Eltern und ihm selbst. Keine Geschwister, keine Tanten und Onkel, keine entfernten Verwandten; dafür ein nicht abreißender Strom Geld.

Kurz gesagt: Wenn er sich nicht in einen verantwortungslosen Verschwender verwandelte, würde er sich in seinem ganzen Leben nie Gedanken über seine Finanzen machen müssen. Er war reich. Oder viel mehr waren es seine Eltern und sein Großvater, was letztendlich auf dasselbe hinauslief.

Andreas bedeutete dieser Reichtum nicht viel. Gut, er wusste den Luxus, der ihn umgab, zu schätzen.

Von Kindesbeinen an waren ihm alle materiellen Wünsche erfüllt worden; häufig sogar solche, die er nie geäußert hatte. Spielzeug, die neuesten Videospiele und Konsolen, Fahrräder, ein Steinway-Flügel, um darauf die ersten Gehversuche in Sachen Klavierspiel zu machen. Nie hatte er Ärger bekommen, wenn er sich als Kind gleich drei Hosen pro Woche an seinem Kletterbaum im Garten aufriss. Kaputte Kleidungsstücke wurden bei ihnen nicht geflickt oder anderweitig gerettet. Sie wurden ohne mit der Wimper zu zucken ausgetauscht.

Seitdem Andreas vierzehn war, kaufte er mit den Kreditkarten seines Vaters im Internet ein. Er hatte dafür nie Rechenschaft ablegen müssen; egal, wie hoch die Kartenabrechnung am Ende des Monats ausfiel.

Aber die Großzügigkeit der von Winterfelds hatte eine Kehrseite. Die erfolgreiche Firma verlangte viel Aufmerksamkeit und Einsatz. Und so bitter es auch sein mochte, hatte Andreas früh begriffen, dass es für seine Eltern oft einfacher war, ihn mit teuren Geschenken zu überhäufen, statt ihm ihre ungleich kostbarere Zeit zu schenken. Inwieweit dies damit zu tun hatte, dass er als Betriebsunfall auf die Welt gekommen war und die Pläne seiner karriereorientierten Mutter durchkreuzt hatte, wollte er gar nicht erst wissen.

Er hatte alles und gleichzeitig nichts. Andreas wusste, dass er eine Enttäuschung für seinen Vater war. Er funktionierte nicht, konnte den hohen Erwartungen nicht gerecht werden, die seine Eltern, sein Großvater und der gute Name der Familie an ihn stellten. Vom Tag seiner Geburt an war sein Weg vorgezeichnet gewesen. Denn wenn Margarete von Winterfeld schon zum ungünstigsten Zeitpunkt ein Kind bekommen musste, dann stand außer Frage, dass dieses Kind eines Tages das Unternehmen übernehmen musste.

Andreas' Meinung zu diesem Thema war nicht relevant. An manchen Tagen erwischte er sich dabei, dass er sogar froh war, dass sein Leben eine so unrühmliche Wendung genommen hatte. Und sei es nur, weil es ihm von Zeit zu Zeit ein diebisches Vergnügen bereitete, seine Eltern betretene Blicke austauschen zu sehen. Zu wissen, dass er die einzige Größe in der Gleichung ihres Lebens war, die nicht aufging.

Er unterdrückte ein bitteres Lachen. Dabei kannten sie nur die halbe Wahrheit.

Das Knarren der Stufen im Treppenhaus ließ Andreas die Augen verdrehen. Die Hamburger Villa in Sichtweite des Elbstrandes mochte standesgemäß und vor allen Dingen teuer sein, aber sie hatte auch ihre Nachteile. Hohe Decken, sodass sich die Räume im Winter nur langsam aufheizten. Allerlei Auflagen für Baumaßnahmen durch den Denkmalschutz. Teilweise widersinnige Raumaufteilungen. Und die Tatsache, dass man genau hören konnte, wer die Treppe hochging. Je nach Gewicht quietschten die Stufen ein paar Töne höher oder tiefer.

Dieses Mal war es Andreas' Mutter. Er hatte keine Lust, sich mit ihr auseinanderzusetzen, aber sie war immerhin besser zu ertragen als sein Vater. Vermutlich, weil sie ihre Enttäuschung über sein Versagen besser kaschieren konnte als ihr Mann.

»Andreas?« Ein zartes Klopfen an der Tür. »Bist du wach?«

Was für eine bescheuerte Frage. Es war fünf Uhr nachmittags. Selbst unnütze Schmarotzer wie er waren da schon wach.

»Hm-hm«, knurrte er zurück und fragte sich, ob es ihm heute gelingen würde, seine Mutter abzuwimmeln. Viel Hoffnung hatte er nicht, da er am Morgen nicht zum Unterricht in der Bibliothek erschienen war. Wie er seinen Privatlehrer Dr. Schnieder kannte, hatte er seinen Eltern Bericht erstattet und vermutlich gleich die Gelegenheit genutzt, um ihnen auf pädagogisch korrekte Weise mitzuteilen, dass ihr Sohn ein faules Aas war.

»Kann ich hereinkommen? Ich möchte gerne mit dir reden, bevor ich wieder fahre.«

»Wo musst du denn noch hin?«, umging Andreas die Frage fürs Erste. Nicht, dass es ihn interessierte, welche wichtigen Verpflichtungen seine Mutter an diesem Abend davon abhielten, daheimzubleiben.

Er hörte sie vor der Tür seufzen. »Zu einem Geschäftsessen mit einem neuen Großkunden aus Rumänien. Wenn alles gut läuft, werden wir in einen ganz neuen Markt vorstoßen. Das wäre gut für uns, denn die Absatzlage in Deutschland ist aktuell nicht so günstig, wie du weißt, und neue Statistiken belegen...«

»Ist ja schon gut, ist ja schon gut«, grollte Andreas und schalt sich selbst einen Idioten. Warum hatte er auch gefragt? »Komm schon rein.«

Das perfekt geschminkte Gesicht seiner Mutter verzog sich für einen Moment, als sie die Tür öffnete und ihren Blick durch das Zimmer huschen ließ. Andreas blinzelte von seiner Position am Fußboden zu ihr hinauf.

Margarete von Winterfeld war eine sehr kleine, zarte Person mit einem kurz geschnittenen Blondschopf und zerbrechlich wirkenden Gliedmaßen. Andreas kam nicht im Mindesten nach ihr. Genau wie sein Vater war er groß und dunkel, mit von Natur aus leicht getönter Haut, die im krassen Gegensatz zum Porzellan-Teint seiner Mutter stand. In ihrem auf den Leib geschneiderten, hellblauen Kostüm wirkte sie trotz ihrer zweiundvierzig Jahre wie eine Schülerin, die nervös dem ersten Vorstellungsgespräch ihres Lebens entgegenzitterte.

»Schatz...«, setzte sie betroffen zum Sprechen an und trat vorsichtig um die am Boden liegenden CDs herum auf ihn zu. »Hast du heute schon geduscht? Oder wenigstens die Fenster geöffnet?«

»Weder noch«, grummelte er und drehte den Kopf beiseite, um ihr nicht in die Augen schauen zu müssen. Er mochte es nicht, sie überfordert zu sehen. Bei seinem Vater war es etwas anderes, doch bei seiner Mutter überkam Andreas manchmal das schlechte Gewissen, wenn sie hilflos vor ihm stand und nicht wusste, wie sie mit ihm umgehen sollte.

»Und was war mit dem Unterricht? Dr. Schnieder sagt, du wärst nicht erschienen.«

»Kopfschmerzen.«

»Schon wieder? Schatz, du weißt, dass wir uns wirklich bemühen, es dir leicht zu machen. Und ich weiß, dass es dir schwerfällt, dich mit deinem Lehrer auseinanderzusetzen, aber du musst doch deine Schulausbildung beenden.«

»Was soll ich machen, wenn ich Kopfschmerzen habe?«, brauste Andreas auf. Ungehalten sprang er auf und verschränkte die Arme vor der Brust, während er unbewusst in Richtung Fenster zurückwich. »Ich bin krank. Ich bin seit neun Jahren krank und wir beide wissen, dass sich daran nichts mehr ändern wird. Wozu also die ganze Mühe? Glaubst du wirklich, dass es eines Tages vorbei ist und ich wieder normal werde?« Grausamkeit mischte sich in seine Stimme, als er etwas leiser hinzufügte: »Tut mir leid, euch enttäuschen zu müssen. Aber ich werde nie so funktionieren, wie ihr euch das vorstellt.«

»Andreas, sei nicht ungerecht«, entgegnete seine Mutter in einem Tonfall, der ahnen ließ, dass sie dieses Gespräch nicht zum ersten Mal führten. »Ich weiß, dass du krank bist.«

»Aber mein Herr Vater nicht. Der glaubt immer noch, dass ich euch etwas vorspiele. Vermutlich denkt er sogar, es macht mir Spaß, im Haus festzusitzen.«

Margarete spitzte den Mund, wie sie es oft tat, wenn sie angestrengt nachdachte, bevor sie betont ruhig sagte: »Wir haben dir anfangs unrecht getan. Das weiß ich. Aber mittlerweile ist auch deinem Vater klar, dass du wirklich krank bist. Wir haben es schwarz auf weiß. Wir tun alles, um es dir so leicht wie möglich zu machen. Du hast uns versprochen, dass du dein Abitur machst.

Dein Vater und ich wissen, dass es länger dauern wird und dass wir ein paar ungewöhnliche Wege beschreiten müssen, aber...«

»Ich werde die Prüfungen nicht ablegen können!«, polterte Andreas dazwischen. »Warum macht ihr euch etwas vor? Ja, den Unterricht kann ich zu Hause durchziehen. Aber für die Abschlussprüfungen muss ich vor einem Gremium meine Klausuren schreiben, und das kann ich nicht!«

Er schrie mittlerweile fast, spürte es in sich kochen, hasste diese Diskussion, hasste die Sackgassen, aus denen sein Leben bestand.

»Darüber machen wir uns Gedanken, wenn es so weit ist«, lenkte seine Mutter ein, doch der sanfte Zug um ihren Mund war verschwunden und hatte Resignation Platz gemacht. »Aber bis dahin... gib dir ein bisschen Mühe, ja? Versuch dich auf den Unterricht einzulassen. Abbrechen kannst du ihn immer noch, wenn es dir zu schlecht geht. Und bitte lasse Ivana morgen in dein Zimmer zum Aufräumen, ja? Du kannst dich hier doch nicht wohlfühlen.«

Um ein Haar hätte Andreas die Grenzen der guten Erziehung überschritten und seine Mutter nachgeäfft.

Du kannst ja immer noch abbrechen, wenn es dir zu schlecht geht, echote es hinter seiner Stirn. Sie hatte gut reden. Sie wusste ja nicht, wie es sich anfühlte, sich wie eine Schildkröte ohne Panzer vorzukommen, sobald er sein kleines Reich verließ. Sie wusste nicht, wie anstrengend zwei Stunden Unterricht bei dem unsympathischen Dr. Schnieder für ihn waren. Abrupt wandte er sich ab und starrte aus dem Fenster in den weitläufigen Garten.

Kühl und verlockend blinzelte ihm das türkisfarbene Wasser des Swimmingpools entgegen. Trotz des nahenden Abends war es immer noch heiß, und daran würde sich bis in die frühen Morgenstunden auch nichts ändern.

Er schwamm für sein Leben gern. Er hätte alles gegeben, um unbeschwert in ein paar Shorts zu schlüpfen und nach draußen zu rennen, sich kopfüber ins Wasser zu werfen. Aber er konnte nicht.

Schlanke Finger strichen über seinen Nacken und durch seine zotteligen, langen Haare; eine tröstende Geste, die jedoch kaum Wirkung erzielte.

»Versuch es mal wieder, Liebling«, flüsterte seine Mutter behutsam. »Du warst den ganzen Sommer über noch nicht unten, und du bist als Kind so gerne geschwommen. Danach geht es dir bestimmt besser «

Als er mit keinem Wort zu verstehen gab, dass er ihren Vorschlag registriert hatte, zog Margarete von Winterfeld sich schweigend zurück. Sie wusste, wann es keinen Sinn mehr hatte, weiter in ihren Sohn einzudringen. Als sie ein paar Minuten später das Haus verließ, schob sie wie so oft ihr schlechtes Gewissen beiseite, um sich voll und ganz auf den nahenden Geschäftstermin konzentrieren zu können.

»Es ist noch ein bisschen spartanisch, fürchte ich. Aber wir fahren am Wochenende einkaufen und besorgen noch ein paar Sachen für dich.«

Mit einem Ruck stellte Sascha die letzte Umzugskiste ab. Er streckte sich ausgiebig, während er sich prüfend im Gästezimmer umsah. Der Raum war ohne jeden Zweifel freundlich eingerichtet – farbenfrohe Vorhänge, Bettwäsche mit riesigen Sonnenblumen, ein abstraktes Gemälde über dem Schreibtisch –, entsprach aber nicht unbedingt dem Geschmack eines achtzehnjährigen Schülers. Zu steril, zu wenige Poster an den Wänden und schlicht zu wenig Durcheinander. Aber er hatte es nicht schlecht getroffen. Das Zimmer war groß und stand ihm allein zur Verfügung, was mehr war, als er zu hoffen gewagt hatte.

»Das passt schon, Tante Tanja«, erklärte er dankbar. »Was dagegen, wenn ich ein paar Poster aufhänge?«

Die hochgewachsene Mittdreißigerin, die mit kritischem Blick die Zimmereinrichtung musternd im Türrahmen lehnte, verdrehte entsetzt die Augen und hob abwehrend die Hände. »Um Himmels willen, lass bloß die Tante stecken. Ich fühle mich dann steinalt. Und natürlich kannst du Poster aufhängen. Das hier ist jetzt dein Zimmer und du kannst damit machen, was immer du willst.«

»Was immer ich will? Wirklich?«. Sascha grinste wölfisch. Er sah einem Freifahrtschein in Sachen aufregender Fotos entgegen.

»Gut, fast alles. Du tätest mir einen Gefallen, wenn du keine halb leeren Joghurtbecher auf der Fensterbank stapelst, bis daraus ein Biotop entsteht. Und ach ja, Pornohefte oder Ähnliches darfst du gerne an Orten verstauen, wo meine kleinen Kröten sie nicht finden.«

Halb belustigt, halb besorgt angesichts der Ankündigung, dass sein Cousin und seine Cousine in naher Zukunft über ihn und sein neues Domizil herfallen könnten, zog Sascha eine Augenbraue hoch. »Versprochen.« Er stockte kurz, bevor er ein wenig kleinlaut hinzufügte: »Und bevor ich es vergesse: Danke. Für alles.«

»Gern geschehen. Für meinen Lieblingsneffen tue ich doch alles.« Tanja lächelte warm.

»Ich bin dein einziger Neffe.«

»Ich weiß.« Sie lachte und klopfte kurz gegen den Türrahmen. »Ich lasse dich jetzt allein. Du willst sicher auspacken. Und ich muss mich wohl oder übel mit meinem Schweinestall von Küche beschäftigen.«

Kaum dass sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, setzte Sascha sich auf sein neues Bett und fuhr sich mit dem Unterarm über die feuchte Stirn. Die lange Autofahrt bei glühender Hitze und das Tragen der Umzugskisten forderten ihren Tribut. Sein T-Shirt war nass und klebte klamm an seinem Rücken. Er sehnte sich nach einer Dusche, aber vermutlich war es besser, zuerst auszupacken. Bis er seine Bücher und Kleidung in den Regalen und Schränken verstaut hatte, würde ihm angesichts der tropischen Temperaturen draußen sicher noch ein paar Mal der Schweiß ausbrechen. Und da hieß es immer, im hohen Norden wäre es kühler als im Rest der Republik.

Ein unangenehmes Ziehen manifestierte sich in seiner Brust, als er an das Zuhause dachte, das er hinter sich gelassen hatte. Nicht, dass er sich nicht auf Hamburg freute. Welcher Jugendliche würde sich nicht freuen, von einem Kuhdorf in Nordhessisch-Sibirien nach Hamburg zu ziehen, wo es Platz für jeden noch so schrillen Trend und jede sexuelle Orientierung gab? Er konnte es kaum erwarten, die In-Viertel der Metropole zu erkunden.

Vor der neuen Schule hatte er keine Angst, obwohl es kein Spaß war, ausgerechnet zum 13. Schuljahr und Abitur das Gymnasium zu wechseln. Neue Leute, neue Erfahrungen, der Duft der großen, weiten Welt. Nichts sprach dagegen.

Dazu kam, dass seine Tante, pardon, Tanja nicht mit ihrer biederen älteren Schwester zu vergleichen war, die Sascha in der Vergangenheit mit ihrem Scheuklappen-Denken oft zur Weißglut getrieben hatte. Er wusste, dass es nicht selbstverständlich war, dass seine Tante ihn aufnahm. Sie hatte selbst zwei Kinder und genug Schwierigkeiten, Familie und Beruf unter einen Hut zu bringen. Wo Sascha ohne sie jetzt wäre, wollte er sich nicht vorstellen.

Okay, vermutlich wäre er zu Hause. Es war ja nicht so, dass seine Eltern ihn vor die Tür gesetzt hatten. Vielleicht hätte er ohne das großzügige Angebot von Tanja in ein paar Wochen oder Monaten freiwillig seinen Hut genommen.

Die letzten Jahre waren nicht leicht für ihn gewesen. Ständig hatte es bei ihnen daheim Ärger gegeben – immer war er zu wild, zu launisch, zu chaotisch, zu verantwortungslos, zu auffällig, schlicht zu extrem für die heile Welt seiner Eltern.

Dass sein Vater eines Tages unerwartet früher nach Hause gekommen war und Sascha wild knutschend mit einem Schulkameraden auf dem Sofa vorgefunden hatte, war nur der berühmte Tropfen gewesen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Dabei wusste Sascha nicht einmal, womit seine Eltern ein Problem hatten. Hatten sie wirklich nicht gewusst, dass er schwul war? Das konnte er sich beim besten Willen nicht vorstellen; auch wenn er es ihnen nie ins Gesicht gesagt hatte. Man sollte meinen, dass die Poster von halbnackten Kerlen anstelle von vollbusigen Models an seinen Schranktüren Hinweis genug gewesen wären.

Jeder hatte es gewusst. Seine jüngere Schwester Katja, seine Freunde, die Leute in der Schule. Nur seine Eltern angeblich nicht. Und sie schämten sich für ihn. Das war wohl das Schlimmste an der Sache. In ihrem Universum war er ein Aussätziger; jemand, über den das ganze Dorf lachte und über den man redete. Das hassten seine Eltern am meisten: wenn man über sie redete.

Damit musste er sich von jetzt an nicht mehr auseinandersetzen. Ihm hatte sich eine bessere Alternative geboten. Wenn seine Mutter meinte, sich für ihn schämen und beim Gedanken an das, was er mit anderen Jungen machte, rot werden zu müssen, war das ihr Problem – nicht seines.

Grimmig stand Sascha auf und machte sich daran, seine Sachen auszupacken. Aus dem halb verwilderten Garten unter seinem Fenster drang das Kreischen spielender Kinder zu ihm herauf. Seine Cousine hatte gleich ein ganzes Rudel ihrer Freundinnen zu Besuch. Aus dem Wohnzimmer im Erdgeschoss tönte schwungvoller Latin Jazz. Er hörte Tanja lauthals mitsingen.

Sascha ließ sich im Schneidersitz auf dem abgewetzten Parkett nieder und nahm den ersten Stoß CDs aus der Umzugskiste. Während er sie alphabetisch sortierte, dachte er, dass es keinen Grund gab, sein neues Leben nicht mit offenen Armen zu empfangen und das Beste daraus zu machen. Hamburg erwartete ihn.

Kapitel 2

Es sollte ihm leichtfallen. Schließlich war er nicht auf dem Weg zu seiner Hinrichtung, auch wenn es sich so anfühlte. Alles, was Andreas wollte, war in den Garten gehen. Es sollte ihm nicht solche Angst machen. Es war nicht logisch, nicht erklärbar und schon gar nicht sinnvoll, doch er konnte sich nicht gegen das nagende Gefühl in seinem Magen, die Schwäche in seinen Beinen zur Wehr setzen.

Andreas konnte nicht mit Bestimmtheit sagen, wie alt er gewesen war, als er begann, sich in speziellen Situationen nicht wohl in seiner Haut zu fühlen. Anfangs war es nur ein unbestimmtes Gefühl von Nervosität gewesen, das von seinem Körper Besitz ergriff und ihn dazu brachte, gewisse Orte zu meiden. Er wollte nicht zu seinen Klassenkameraden nach Hause eingeladen werden, mochte den Schwimmunterricht im Hallenbad nicht und gruselte sich vor den engen Sitzreihen im Kino.

Als er zehn Jahre alt war – es war sein letztes Jahr auf der Grundschule, daran erinnerte er sich genau –, waren sein unterdrücktes Zittern und seine blasse Nase zum ersten Mal seiner Lehrerin aufgefallen. Er hatte alles abgestritten, obwohl er nicht wusste, warum. Nach der Unterrichtsstunde hatte er sich im Schutz der Toiletten übergeben und war anschließend wie von Höllenhunden getrieben nach Hause gerannt. Sein Fahrrad, seine Jacke und sein Ranzen blieben in der Schule zurück.

Ein paar Wochen später besuchte er die Schule nur noch sporadisch. Er klagte morgens am Frühstückstisch über allerlei Krankheitssymptome, um daheimbleiben zu dürfen. Und wenn alles nichts half, machte er sich zum Schein auf den Weg, nur um auf halber Strecke wieder umzudrehen und zurück in die Villa zu schlüpfen, sobald seine Eltern aus dem Haus waren.

Wieder wusste er nicht, warum er so handelte. Er wusste nur, dass es richtig war und sich gut anfühlte – besser als der Aufenthalt in einem Klassenraum mit fünfundzwanzig anderen Kindern und dem Gefühl, die Kontrolle zu verlieren. Natürlich blieb sein

Fehlen nicht unbemerkt. Eine Reihe unangenehmer Gespräche und Untersuchungen folgten. Lehrer nahmen ihn beiseite und fragten ihn, ob bei ihm zu Hause alles in Ordnung sei. Die Eltern der anderen Kinder redeten über ihn. Er konnte sie miteinander tuscheln sehen, wenn er ausnahmsweise einen Tag in der Schule durchgestanden hatte und den Pausenhof verließ.

Und egal, wer ihn fragte, nie ließ er etwas auf seine Familie kommen. Bei ihnen stand alles zum Besten, abgesehen von der Kleinigkeit, dass seine Eltern selten daheim waren und nicht viel Zeit für ihn hatten. Dass es ihm panische Angst machte, sich außerhalb der Villa und gerade in Menschenmengen aufzuhalten, erwähnte er nie. Er war zu jung, um seine Ängste artikulieren zu können, aber alt genug, um zu spüren, dass er merkwürdig war. Anders als der Rest.

Über die Jahre hatte sich die Schlinge um seinen Hals enger gezogen. Natürlich hatte es Versuche gegeben, ihm zu helfen. Es war nicht so, dass seine Eltern sich keine Sorgen um ihn machten. Nur waren sie mit der Diagnose, die gestellt wurde, nicht einverstanden.

Kurz nach seinem zwölften Geburtstag fiel zum ersten Mal das Wort *exzentrisch*. Sein Vater hatte es in den Mund genommen. Er hatte mit seinem Schwiegervater telefoniert und war dabei gegen Ende laut geworden. Andreas, der im Wohnzimmer vor dem Fernseher hockte, hörte Richard von Winterfeld brüllen: »Mein Sohn ist nicht krank und braucht mit Sicherheit auch keinen verdammten Seelenklempner. Er ist halt etwas Besonderes und etwas *exzentrisch*. Das wächst sich aus!«

Aber es hatte sich nicht ausgewachsen. Zumindest nicht bis zum jetzigen Zeitpunkt. Stattdessen war es schlimmer geworden. In den ersten Jahren verschaffte der angeheuerte Privatlehrer Andreas etwas Erleichterung.

Er wusste bis heute nicht, wie sein Vater es geschafft hatte, auf lange Sicht Hausunterricht für ihn durchzusetzen. In der heimischen Bibliothek unterrichtet zu werden, löste Andreas' Problem jedoch nicht. Mit jedem Tag schien sein Lebensraum ein bisschen enger zu werden. Jahr für Jahr fühlte er sich unwohler an fremden Orten, erwischte sich dabei, dass er permanent nach einem Fluchtweg suchte.

Die schlechten Erfahrungen häuften sich und machten ihm immer mehr Angst. Irgendwann fragte er sich auch, was seine Mitmenschen dachten, wenn er plötzlich wie von der Tarantel gestochen ein Restaurant oder einen Supermarkt verließ. Schwitzend, zitternd, bleich, als hätte er ein Gespenst gesehen.

Nach und nach entstand eine undefinierbare Todesangst, die ihn zu einem Tier auf der Flucht reduzierte. Sicher fühlte er sich nur in der Villa und auf dem umliegenden Gelände, bis er auch dieses Refugium aufgeben musste. Zuerst verlor er den Garten an die irrationalen Ängste. Er könnte ohne Hoffnung auf Hilfe zusammenbrechen, ein Flugzeug könnte auf das Grundstück fallen oder eine plötzliche Windhose ihn gegen den nächsten Baum schleudern.

Schwachsinn, das wusste er. Dennoch hatte er seinen Horrorvisionen nichts entgegenzusetzen.

Im Verlauf des letzten Jahres war hinzugekommen, dass er sich auch in den meisten Räumen des Hauses nicht mehr wohlfühlte. Ständig hatte er das Gefühl, seine Anwesenheit im Wohnzimmer oder in der Küche rechtfertigen zu müssen. Wann immer er sein Zimmer verließ, spürte er den Druck fremder Erwartungen auf seinen Schultern lasten.

Noch wehrte Andreas sich gegen den Sog, doch in der letzten Zeit fürchtete er vermehrt den Tag, an dem ihm selbst seine eigenen vier Wände keine Sicherheit mehr bieten würden. Was dann aus ihm werden sollte, war ihm schleierhaft. Ernsthaft Gedanken darüber machen wollte er sich jedoch auch nicht. Da steckte er lieber den Kopf in den Sand und gab den Vogel Strauß.

Nun macht schon, ermahnte Andreas seine unwilligen Füße, die sich weigerten, den letzten Absatz der Treppe zu nehmen und in den Flur zu treten.

Warum sollten wir?, wisperte sein innerer Schweinehund in seinem Hinterkopf. Draußen ist es nicht sicher. Du musst nicht schwimmen gehen. Es ist nicht nötig, dass du dich in Gefahr bringst. Es ist dumm, für nichts und wieder nichts Risiken einzugehen.

Nein, nötig war es nicht. Aber Andreas wollte gerne. Allein beim Gedanken an das kühle Wasser lief ihm ein angenehmer Schauer über den Rücken. Er liebte es, sich zu bewegen. Die Einzelhaft in seinem Kopf und seinem Zimmer führte dazu, dass er nur zwei Gefühlszustände kannte. Entweder war er rastlos und suchte verzweifelt nach einem Weg, seine überschüssige Energie loszuwerden oder er hing stundenlang bewegungslos auf seinem Bett oder vor seinem Computer. Zu faul, um auch nur auf die Toilette zu gehen oder sich etwas zu trinken holen. Dazwischen gab es nichts.

In diesem Moment brannte der Hunger nach körperlicher Bewegung in seinen Adern. Tief atmete Andreas durch, stellte sich den Geruch des Grases draußen vor, das Gefühl von Sonne und Wind auf seinem Gesicht. Diese Vorstellung gab ihm etwas Kraft.

Entschlossen zerrte er an dem Band seiner schwarzen Badeshorts und strich sich die störenden Haare aus dem Gesicht. Dann übersprang er die letzten Stufen und durchquerte den Flur.

Im steril eingerichteten Wohnzimmer angekommen, schob er seine Zweifel in den hintersten Winkel seines Bewusstseins und machte sich an der Terrassentür zu schaffen, bevor die Angst die Chance hatte, von ihm Besitz zu ergreifen.

Der Temperaturunterschied war enorm. Kaum dass Andreas die ersten Schritte auf den rauen Sandstein der Terrasse tat, spürte er die Hitze über seine nackten Fußsohlen züngeln. Ein schwerer Duft stieg ihm in die Nase, halb heißer Asphalt, halb der süßliche Duft der Zierrosen, die in ihren Beeten dursteten.

Automatisch sah er zu den fast mannshohen Hecken hinüber, die das Anwesen in Richtung der benachbarten Grundstücke abgrenzten. Mit dem Haus in seinem Rücken konnte er durch den mageren Baumbestand in einiger Entfernung den Elbstrand erkennen. Mit Sicherheit tummelten sich dort bei diesem Wetter viele Sonnenanbeter, aber mit denen musste er sich glücklicherweise nicht abgeben. Sein Ziel war der nierenförmige Pool in der Mitte des Gartens.

Mit den besten Absichten betrat Andreas die gepflegte Rasenfläche. Die ersten Meter bewältigte er problemlos, doch kaum dass er den Schatten der Villa verließ, spürte er die Schwäche in seinen Beinen. Seine Knie wurden weich, fühlten sich an, als würden sie ihm jeden Moment den Dienst versagen.

Was habe ich erwartet, murrte Andreas innerlich. Die allgegenwärtige Frustration, die ihm mittlerweile in Fleisch und Blut übergegangen war, drohte ihn zu verschlingen.

Warum tat er sich das hier an? Um eine Runde im Pool zu planschen? Er war doch kein Kind mehr, verflucht. Außerdem würde es ihm keinen Spaß machen. Das wusste er jetzt schon. Er würde sich die ganze Zeit über schlecht fühlen und am Ende im Wasser einen Krampf bekommen. Er könnte jetzt oben sein und sich mit dem neuen Computerspiel beschäftigen, das am Morgen geliefert worden war.

Aber nein, er musste sich ja etwas beweisen, bei dem Versuch scheitern und sich hinterher fragen, warum er lebensunfähig war. Sein Dasein im Gefängnis war doch angenehm, solange er nicht wie ein Idiot gegen die Mauern rannte und sich eine blutige Nase holte. Warum also? Wofür? Für wen?

Bis Andreas die weiß geflieste Umrandung des Pools erreichte, hatte die Angst sein Denken übernommen. Über Jahre erlernte Mechanismen griffen nach ihm und ließen es nicht zu, dass er etwas anderes empfand als das, was die Angst ihm vorgab. Der Wunsch zu schwimmen, sich zu bewegen, frische Luft zu schnappen, schmolz ersatzlos dahin und ließ nichts zurück außer der vagen Frage, warum er überhaupt nach draußen gegangen war.

Die Antwort fand er in dem Gespräch mit seiner Mutter vor einer Stunde. Sie hatte ihn motiviert und alte Sehnsüchte geweckt – die Sehnsucht nach einem normalen Leben, nach Freiheit und Bewegung an der frischen Luft. Früher war er oft draußen gewesen. Es war nie etwas passiert und er hatte sich gut gefühlt, wenn er auf den Grund des Pools tauchte und dort wie ein Delfin entlangglitt. Es hatte ihm ein Gefühl von Freiheit vermittelt und er liebte die Stille unter Wasser.

Spring, befahl er sich selbst. Tu es. Und sei es nur, damit sie sich freut und ein besseres Gewissen hat. Denk nicht... denk nicht.

Das Wasser kam ihm entgegen und fing seinen Körper auf. Für den Bruchteil einer Sekunde empfand er so etwas wie Glück. Nach Tagen, in denen die Temperaturen stetig nach oben geklettert waren und Hamburg in eine Wüste verwandelten, ächzte seine Haut erleichtert auf. Kurz glaubte er, klarer denken zu können als noch vor wenigen Minuten.

Andreas spuckte etwas Flüssigkeit aus und schüttelte wild den Kopf, sodass ihm die Haare um die Ohren flogen und als Schleier auf die Wasseroberfläche niedergingen. Er warf sich nach vorne, kraulte mit langen Bewegungen auf das Ende des Beckens zu und drehte unter Wasser um, als er es erreichte. Die ganze Zeit über gab es nur einen Satz in seinem Kopf: »Du darfst nicht denken.«

Er war auf halbem Weg zur anderen Seite des Pools, als eine Fehlzündung in der Ferne seine Aufmerksamkeit erzwang. Der Knall jagte wie eine Druckwelle über ihn hinweg. Prompt erfolgte die Reaktion. Angst jagte ihm ungefragt Gift in das Gehirn. Er war nicht in der Lage, das Geräusch als Nebensächlichkeit abzutun. Es war bedrohlich, seine Lage lebensgefährlich, der fremde Einfluss potenziell tödlich. Einen anderen Schluss ließ sein Kopf nicht zu.

Hastig tauchte Andreas zum Rand des Beckens, wusste er doch, dass die körperliche Reaktion auf dem Fuß folgen würde. Ihm wurde schwach zumute und seine Arme schienen ihn nicht mehr tragen zu wollen.

Zu der Angst, dass er den Beckenrand nicht erreichen würde, mischte sich die Sorge, dass ihn jemand beobachten könnte. Ihn und seine peinliche Vorstellung.

Ein knapper Meter wurde für Andreas zu einer schier unüberwindlichen Entfernung und entsprechend überrascht war er, als seine Fingerspitzen gegen die Fliesen stießen. Zitternd lehnte er die Stirn gegen die gekachelte Wand, sammelte Kraft und verfluchte die Tatsache, dass der Pool so weit vom Haus entfernt war. Etwas in ihm war sich sicher, dass er diese Strecke nicht

überwinden konnte. Gleichzeitig wusste er, dass er nur in seinem Zimmer zur Ruhe kommen würde. Wie immer, wenn die Panik nach ihm griff, hatte sein Verstand nicht die geringste Chance gegen seinen Fluchtinstinkt. Als er sich mit bebenden Oberarmen aus dem Pool kämpfte, schlug er sich ungestüm das Schienbein am Beckenrand auf. Er sah weder das Blut, das ins Wasser lief, noch spürte er den brennenden Schmerz.

Die rettende Terrassentür schien meilenweit entfernt, kam nicht näher, so sehr Andreas auch rannte. Die Luft wurde ihm knapp, sein Magen wollte ihm durch den Hals entgegenspringen und die Schwäche in seinen Beinen nahm gefährliche Ausmaße an.

Er stolperte, stürzte um ein Haar und hinterließ feuchte Fingerabdrücke auf dem Glas der Schiebetür, bevor er ins Innere der Villa taumelte. Er musste sein Zimmer erreichen, sich hinlegen, schlafen. Wenn er aufwachte, würde es ihm besser gehen – viel besser. Aber das war es nicht, was er wollte. Er wollte nicht schlafen, nicht krank sein, nicht auf dem Bett liegen und darüber nachdenken, was für ein Versager er war.

Er hatte jedoch keine Wahl. Nach einer Panikattacke war er stets erschöpft und brauchte wenigstens für eine Stunde Ruhe, damit er sich regenerieren konnte. Wie ein geschlagener Hund kroch Andreas die Treppe hoch und verbarrikadierte sich in seinem unordentlichen Zimmer. Nur am Rande fiel ihm auf, dass seine Mutter recht hatte: Es roch muffig und unangenehm. Das war sein letzter Gedanke, bevor er sich krachend auf sein Bett warf und sich ein Kissen über das Gesicht zog.

Als er eine Weile später erwachte, fühlte er sich wie der Schwächling, der er war. Ungebetene Überlegungen forderten seine Aufmerksamkeit ein; allen voran die Frage, wie es mit ihm weitergehen sollte. Um die Stimmen zum Schweigen zu bringen, ging er in den Keller, um sich seinen kleinen Sieg für den Tag zu holen. Lächerlich, wenn man sich vor Augen hielt, dass der Aufenthalt in einem anderen Raum als seinem Zimmer anstrengend für ihn war.

Aber auch darüber wollte er nicht genauer nachdenken. Das Laufband wartete auf ihn, schnurrte fast unhörbar unter seinen Schritten. Er kam nicht umhin, sich zu fühlen wie ein Hamster in seinem Laufrad. Und weil er dieses Gefühl nicht ertragen konnte, erhöhte er das Tempo des Bandes bis zu dem Punkt, an dem die Anstrengung jede weitere Überlegung verbot.

Gegend Abend wurde Sascha von einem verheißungsvollen Geruch aus seiner neuen Behausung gelockt. Der Duft von Bratwürstchen und Steaks schwebte durch das offene Fenster und erinnerte ihn daran, dass er seit dem kargen, unangenehmen Frühstück nichts Anständiges mehr gegessen hatte. Die drei belegten Brötchen, die Packung Fruchtbonbons, das Eis und die beiden Schokoladenriegel von der Tankstelle unterwegs zählten nicht. Das reichte kaum für den hohlen Zahn.

Zufrieden sah Sascha sich um. Seine Sachen waren ausgepackt, er hatte geduscht und seinen Computer angeschlossen. Zu seiner Erleichterung gab es in seinem neuen Zimmer einen Telefonanschluss, sodass er problemlos ins Internet kam. Abgesehen von einem Schwarz-Weiß-Foto eines namenlosen männlichen Models an der Innenseite der Tür hatte er noch nichts aufgehängt. Er musste die Verschönerung des Raums nicht über das Knie brechen. Manche Dinge mussten wachsen.

Sascha warf einen letzten Blick in den ovalen Spiegel an seinem Kleiderschrank und grinste sich selbst verwegen zu. Die neue Haarfarbe gefiel ihm. Seine mausbraunen Fransen waren ihm seit der siebten Klasse ein Dorn im Auge gewesen. Sich die zu wilden Stacheln geschnittenen Haare schwarz zu färben, war die letzte Trotzreaktion gewesen, die er sich zu Hause geleistet hatte.

Was hatte sein Dad noch gesagt, als er ihn mit seinem neuen Kopfputz sah? »So weit ist es also gekommen. Seit wann färben sich richtige Männer die Haare?« Sascha schnaubte. Er fand, dass sein Gesicht jetzt viel markanter wirkte. Nicht weich, nicht feminin, schön kantig und scharf geschnitten. Männlich eben. Dazu noch der Hauch eines Bartwuchses am Kinn und auf den Wangen, und er ging locker als einundzwanzig durch. Groß war er außerdem, auch wenn er das Schlaksige der Jugend noch nicht verloren hatte. Irgendwann würde er sich breite Schultern antrainieren, aber nicht in diesem Sommer. Für anstrengenden Sport war im Winter Zeit.

Apropos Zeit. Sein Magen knurrte und trieb ihn nach unten. Tanja stand in abgeschnittenen Jeans in einer geschützten Ecke der Terrasse und betrachtete das Grillgut. Als sie ihn kommen hörte, drehte sie sich um. »Du hast nicht zufällig ein Händchen fürs Grillen? Normalerweise lässt Aiden mich nicht an sein heiliges Barbecue.« Sie sprach das letzte Wort mit überzogen starkem amerikanischen Akzent aus. »Aber da er ja nun einmal nicht hier ist...«

Aiden Holmes war Tanjas Mann. Er war ein gebürtiger Amerikaner, den es dank eines Engagements im Hamburger Symphonieorchester nach Deutschland gezogen hatte. Dort hatten Tanja und er – sie war Bratschistin, er Hornist – sich kennengelernt. Aber wie so oft in der Musikbranche war sein Engagement im letzten Jahr nicht verlängert worden, während Tanja bleiben konnte. Seitdem führten sie eine Fernbeziehung, was angesichts der beiden gemeinsamen Kinder nicht leicht war.

Grinsend nahm Sascha ihr die Grillzange aus der Hand und nahm ihre Position vor der Kohle ein. »Kein Problem.«

»Fein, dann hole ich noch den Salat und das restliche Besteck.« Sie deutete zu einem liebevoll gedeckten Tisch, auf dem bereits Getränke, Teller, verschiedene Soßen und ein Brotkorb warteten. »Bin gleich wieder da.«

Das Essen wurde eine lustige Angelegenheit und dauerte lange genug, dass Sascha sich nicht mehr fremd oder fehl am Platze fühlte. Seine Tante redete wie ein Wasserfall und hatte die angenehme Eigenart, nicht zu essen wie ein Spatz, wie viele Frauen es ihrer Linie zuliebe taten.

Ihre achtjährige Tochter Sina war anfangs schüchtern, doch ihr zwei Jahre älterer Bruder Fabian suchte sofort den Kontakt zu Sascha. In der neunmalklugen Art eines vorpubertären Jungen verkündete er, dass er ja so froh sei, dass endlich noch ein Mann im Haus wäre, und schwor seinen Cousin ein, gegen die Frauen zusammenzuhalten. Fabian war ein bisschen anstrengend und sein Wortschatz schien größtenteils aus *cool, krass* und *cremig* zu bestehen, aber Sascha mochte ihn trotzdem. Alle waren nett zu ihm und gut gelaunt. Es war schön, nicht über den Teller hinweg komisch beäugt zu werden.

Das letzte Stück Steak war gerade verzehrt, als Sina nervös auf ihrem Stuhl zu rutschen begann. In einer Geste kindlicher Schüchternheit zog sie sich den Saum ihres T-Shirts über die Nase und kicherte. Dann fragte sie Sascha mit großen Augen: »Hattest du eine Freundin, da, wo du vorher gewohnt hast?« Sie wurde rot und ließ ahnen, dass sie ihren großen Cousin auf eine unschuldige Weise sehr interessant fand

Bevor er etwas erwidern konnte, zog Tanja ihrer Tochter das Oberteil wieder an den richtigen Platz und sagte zum ersten Mal an diesem Abend streng: »Wir haben darüber gesprochen, Sina. Weißt du noch? Stell nicht solche Fragen. Ich weiß genau, auf was das hinausläuft.«

»Oh, warum? Sie kann ruhig fragen«, schaltete Sascha sich ein und erklärte nicht ahnend, worauf das Mädchen anspielte: »Nein, ich hatte keine Freundin.«

»Aber vielleicht einen Freund?«, quietschte Fabian aufgeregt, riss sich aber sofort zusammen, als seine Schwester gackernd unter dem Tisch verschwand. So albern wie die Kleine wollte er sich nicht geben.

»Was habe ich dir gesagt?«, stöhnte Tanja und warf ihrem Nachwuchs einen strafenden Blick zu, bevor sie Sascha entschuldigend ansah. »Ich hoffe, du bist nicht böse. Ich habe mit den beiden darüber gesprochen. Dann gibt es keine Zusammenstöße, und ich möchte nicht, dass sie das dumme Schulhofgequatsche über Schwule aufschnappen. Mir ist ein reiner Tisch lieber. Schließlich möchtest du vielleicht bald mal jemanden hierher mitbringen.«

»Das ist...«, begann Sascha überrascht, »... ehm... ja, klar. Das ist okay. Ich schäme mich nicht dafür.«

»Das ist auch gut so. Aber wenn ich mir dein Gesicht so anschaue, hast du mit etwas anderem gerechnet, stimmt's?« Sascha wand sich ein wenig und sie fügte hinzu: »Schon gut. Ich kenne meine Schwester. Der Himmel weiß, dass ich sie lieb habe, aber in manchen Dingen lebt sie wirklich hinter dem Mond.«

Dankbar nickte er und grinste Sina schief an, als sie wieder auf ihren Stuhl glitt. Sie lächelte zurück und entblößte die Lücken, an denen ihre Schneidezähne fehlten. Eine Sache interessierte Sascha an Tanjas kleiner Rede besonders und so fragte er: »Habe ich das richtig verstanden? Ich kann jemanden mitbringen? Du hast nichts dagegen?«

Die Musikerin zuckte die Achseln. »Sicher. Wenn du der ältere Bruder der beiden wärst, wäre es doch auch nicht anders. Ich appelliere einfach an deinen gesunden Menschenverstand, dass du keine Orgien feierst.«

»Was ist eine Orgie?«, wollte Fabian sofort wissen. »Ist das cool? Können wir zu meinem nächsten Geburtstag so was machen?«

Die Erwachsenen lachten. Sascha lehnte sich feixend zurück und wartete darauf, dass seine Tante ihrem Sprössling erklärte, warum es auf seiner nächsten Party sicher keine Orgie geben würde.

Über das gute Essen und die lockere Unterhaltung wurde es spät und später. Durch den langen Sommerabend raste die Zeit nur so dahin. Erst als Sina mühsam versuchte, ihr Gähnen zu verbergen, sah Tanja erschrocken auf die Uhr und stellte fest, dass ihre Jüngste ins Bett gehörte. Natürlich gab es trotz aller Müdigkeit großen Protest.

»Spielst du mit mir?«, wollte Fabian wissen, als die beiden Frauen verschwunden waren. Vermutlich wusste er genau, dass er der Nächste war, der in die Falle zu wandern hatte, und wollte die Zeit mit seinem neuen Kumpel ausnutzen.

Wirklich Lust hatte Sascha nicht. Er wurde allmählich müde und brauchte ein bisschen Zeit für sich selbst zum Runterkommen. Aber er wollte seinem Cousin nicht gleich am ersten Abend etwas abschlagen. Es schadete sicher nichts, sich gut mit den Kindern zu stellen. Immerhin würden sie mindestens ein Jahr lang zusammen unter einem Dach leben.

»Okay«, gab er sich geschlagen. »Was möchtest du denn spielen?« »Baseball«, erwiderte Fabian wie aus der Pistole geschossen. »Ich hole meinen Schläger und den Handschuh.«

Sascha nickte und schlenderte von der Terrasse auf das Gras. Die Grünfläche glich eher einer Waldwiese als einem gepflegten englischen Rasen. Überall schossen Gänseblümchen, Butterblumen und Unkraut aus dem Erdboden. Ineinander verwachsene Johannisbeersträucher bogen sich unter dem Gewicht ihrer Früchte. Akribisch angelegte Beete gab es nicht, dafür aber eine Menge Spielzeug, das als Stolperfalle verborgen im knöchelhohen Gras lauerte. Ein Sandkasten und eine Schaukel rundeten den Eindruck ab, dass der Garten eher für die Kinder geschaffen war als für den Schöngeist der Eltern.

Mit hängender Zunge kam Fabian angerannt und drückte Sascha ohne Umschweife den Fanghandschuh und den harten Ball in die Hand. »Ich schlage zuerst. Daddy hat früher in der Mannschaft in seiner Schule gespielt und mir alle Tricks gezeigt.«

»Dann legen wir mal los.«

Sascha drehte sich auf dem Absatz um und trabte ein Stück in Richtung Buchsbaumhecke. Rasch suchte er sich einen Platz und warf den Ball locker zu Fabian. Der Junge schlug danach, traf aber nicht richtig. Sofort beschwerte er sich: »Das war zu leicht. Wenn du so lasch wirfst, geht das nicht.«

Sascha war nicht sicher, ob es eine gute Idee war, hart zu werfen, aber nachdem ein paar Bälle sang- und klanglos zu Boden gingen, tat er Fabian den Gefallen und machte Ernst. Er fixierte den Jungen für einen Moment, zielte und schleuderte ihm den Ball entgegen. Dieses Mal traf Fabian richtig. Leider ein wenig zu gut. Der weiße Ball schoss hoch über Saschas Kopf hinaus, flog in schnurgerader Linie über den Buchsbaum und ward nicht mehr gesehen.

Erst das Klirren und Scheppern auf der anderen Seite der Hecke verriet, dass der Ball ein Ziel gefunden hatte.

Dreißig Sekunden später stürzte Tanja in den Garten. »Was war das?« Mit dem untrüglichen Gespür einer Mutter für das schlechte Gewissen ihrer Kinder erfasste sie die Lage und funkelte ihren Sohn wütend an. »Fabian, du weißt genau, dass du nur auf dem Sportplatz Baseball spielen darfst.«

»Aber ich wollte Sascha zeigen… und er ist ja schon erwachsen…«, versuchte der Junge sich aus der Affäre ziehen.

»Oh nein, Freundchen, versuch nicht, Sascha in die Sache reinzuziehen. Ich kenne dich Kröte doch. Du hast ihm mit Sicherheit nicht gesagt, dass Baseball hier tabu ist.« Mit ausgestrecktem Zeigefinger deutete sie auf das Haus. »Abmarsch. Der Spaß ist vorbei. Oder halt, wo ist der Ball eigentlich dieses Mal gelandet?« Dem betretenen Blick der beiden Jungen folgend murmelte sie schicksalsergeben: »Nein, Fabian. Sag mir bitte nicht, dass du schon wieder die Winterfeld-Villa abgeschossen hast.«

Kapitel 3

»Mama!« Sinas Stimme nahm den Unterton drohenden Sirenengeheuls an, als sie mit in die Hüften gestemmten Händen auf der Terrasse auftauchte. »Wenn Fabian noch spielen darf, will ich auch!« Mit nackten Füßen und entschlossen erhobenem Kinn steuerte sie auf den Rasen zu. Eine kleine Diva.

Tanjas Blick bekam etwas Hektisches, während sie zwischen ihrer frisch gebadeten Tochter und ihrem kleinlaut zu Boden blickenden Sohn hin- und hersah.

Sie unterdrückte einen Fluch: »Genau das sind die Momente, in denen ich es hasse, dass Aiden nicht da ist. Sina, geh wieder hinein, ich lese dir gleich noch etwas vor... und Fabian... du auch. Streitet nicht! Und ich... ja, ich gehe nach drüben und entschuldige mich. Hoffentlich ist sie daheim und nicht er.«

Neben seinem schlechten Gewissen war Sascha vor allen Dingen überrascht. Er kannte seine Tante als einen ausgeglichenen, verständnisvollen Menschen, der milde über den Kleingeist seiner eigenen Eltern lächelte.

Wenn Tanja früher zu Besuch kam, hatte er stets das Gefühl gehabt, sie stünde etwas über den Dingen. Dass sie aufgrund eines fehlgeleiteten Baseballs und einer bettfertigen Tochter auf dem Weg aufs Gras gleich zum aufgescheuchten Huhn mutierte, hatte er nicht erwartet. Zumal Fabian und er keinen Weltkrieg angezettelt hatten und man Sinas Füße sicher noch einmal waschen konnte.

»Ich gehe nach drüben«, bot er an. War ja klar, dass an seinem ersten Abend in Hamburg gleich etwas schiefging. »Ich war dabei, mich kennen sie nicht. Also bin ich auch kein Wiederholungstäter. Außerdem habe ich Erfahrung darin, mich entschuldigen zu müssen.« Vielsagend zog er einen Mundwinkel nach oben, während er sich heimlich fragte, ob Tanja über seine früheren Eskapaden informiert war. Auf dem Dorf gab es nicht viel Abwechslung. Seine Freunde und er hatten wenig ausgelassen. Seine Freunde... Egal.

»Würdest du das tun? Was immer kaputtgegangen ist, bezahle ich. Kein Thema. Aber ich wäre wirklich froh, wenn ich mich heute nicht für meine furchtbaren Kinder rechtfertigen müsste.«

»Was?« Es passte nicht zu Tanja, ihren Nachwuchs als furchtbar zu bezeichnen.

»Ach, lange Geschichte. Die von Winterfelds ziehen Kinder vor, die keinen Piep von sich geben und am besten die ganze Zeit nur fernsehen.« Dankbarkeit trat in Tanjas Augen. »Ich bin froh, dass du mir das abnimmst. Wirklich froh. Ohne Aiden...«

Sascha verstand. Plötzlich wurde ihm bewusst, dass sein Umzug nach Hamburg nicht nur ihm Vorteile brachte. Wenn er genauer darüber nachdachte, war Tanja trotz ihrer gelassenen Fassade vielleicht überfordert mit ihrem Leben. Zwei Kinder, der Mann weit fort, ein Job, der viel Aufmerksamkeit und Leidenschaft von ihr forderte, dazu das Haus, das in Schuss gehalten werden wollte.

Er nickte seiner Tante noch einmal zu und machte sich auf den Weg. Nervös war er nicht. Seiner Erfahrung nach gab es nichts, was man nicht mit einem reuevollen Blick und einem Lächeln aus dem Weg schaffen konnte.

Er verließ den Garten über den Plattenweg und stand kurze Zeit später vor der weiß getünchten Jugendstilvilla der Nachbarn. Es war ein imposantes Gebäude, aber das galt für alle Häuser in dieser Gegend. Hinter den Fenstern war es ruhig. Offenbar hatte niemand das kleine Unglück bemerkt. Das bedeutete schon einmal, dass niemand im Garten gewesen war und sich beschweren konnte, den Baseball um ein Haar an den Kopf bekommen zu haben.

Mit zwei großen Schritten sprang er auf das Podest vor der Haustür und suchte die Klingel. Sascha hörte es im Inneren läuten, aber keine Schritte. Er wartete, wippte auf den Fußballen und schlenkerte mit den Armen. Nach kurzer Zeit drückte er ein weiteres Mal auf die Klingel, dieses Mal ein bisschen länger. Als sich wiederum nichts tat, wollte er sich zum Gehen wenden.

Doch als er gerade im Begriff war, sich umzudrehen, hörte er es drinnen poltern. Rasche Schritte näherten sich und plötzlich wurde die Tür hektisch aufgerissen. Das Erste, was Sascha einfiel – und was angesichts der Situation reichlich unpassend war –, war: Wow, solche Schultern will ich auch. Der zweite Gedanke lautete: Oh... wie sieht der denn aus?

Eine verschwitzte Vogelscheuche hatte ihm die Tür geöffnet, angetan mit einer ehemals schwarzen, jetzt grauen Jogginghose und einem weißen Unterhemd, das am Hals ausgeleiert war. Saschas Libido, die wie ein Bluthund stets zuerst den Körperbau eines anderen Jungen oder Mannes bewertete, schwelgte im Anblick der breiten Schwimmerschultern, während sein Verstand sich fragte, wie ein so junger Kerl dermaßen verbraucht aussehen konnte. Es lag nicht an den langen, wirren Haaren oder den ausgetretenen Turnschuhen. Man konnte auch nicht sagen, dass sein Gegenüber hässlich war, aber sein Gesicht war eingefallen, die Wangen hohl. Linien um den Mund ließen ihn älter wirken, als er vermutlich war.

Er sah krank aus.

»Ehm... hey«, begann Sascha. Er war aus dem Konzept geraten. War das der mysteriöse Er, dem seine Tante lieber nicht begegnen wollte? Er hatte mit jemand Älterem gerechnet. »Ich bin Sascha, ich wohne nebenan...«

Eigentlich war jetzt der richtige Zeitpunkt für den anderen, etwas zu sagen, doch er starrte Sascha lediglich an und gab keinen Ton von sich.

»Ja... ich weiß nicht. Hast du es zufällig gerade krachen hören?« Der Fremde zog eine Augenbraue hoch und deutete auf die Kopfhörer eines MP3-Players, von denen einer noch in seinem rechten Ohr hing. Sascha fragte sich, wie man das Klirren auf der Terrasse nicht mitbekommen, aber die Klingel hören konnte, aber vielleicht war ja gerade ein Titel zu Ende gewesen, als er schellte.

»Wie dem auch sei… kleines Unglück«, er zuckte die Achseln und lächelte hoffentlich gewinnend, »unser Baseball ist zu euch geflogen und hat irgendetwas zerdeppert. Ich hoffe, wir haben keine Fensterscheibe erwischt.«

»Oh«, öffnete der Langhaarige zum ersten Mal den Mund. »Warte hier.«

Bevor Sascha etwas sagen konnte, schloss sich die Tür vor seiner Nase. Überrascht starrte er auf das weiße Holz. So etwas Unfreundliches hatte er selten erlebt. Ja, sie hatten wahrscheinlich etwas kaputt gemacht. Aber war das ein Grund, ihn wie einen Bittsteller vor der Tür stehen zu lassen? Sie konnten doch gemeinsam den Schaden begutachten.

Für einen verrückten Moment stellte er sich die Frage, ob der andere Kerl überhaupt hier wohnte. So wie er aussah, passte er nicht in die Hamburger High Society. Was, wenn er in die Villa eingestiegen war?

Sascha lachte sich selbst aus. Genau, er war mitten in einen Raubzug geraten. Gut, dass er endlich in Hamburg war. Zu Hause hatte er in seiner Langeweile eindeutig zu viele schlechte Krimis im Fernsehen gesehen. Abgesehen davon war es schäbig, vom Aussehen eines Menschen darauf zu schließen, dass er nicht hierhergehörte. Manchmal mochte Sascha sich selbst nicht leiden.

Keine zwei Minuten vergingen, bis die Tür wieder geöffnet wurde. Wortlos hielt ihm der Nachbar den verlorenen Baseball entgegen. Sascha nahm ihn und dachte bei sich, dass es Fabian sicher freuen würde, ihn zurückzubekommen. Aber das Problem war damit nicht gelöst.

»Danke. Und?« Es war eigenartig, allein eine Unterhaltung zu führen. »Was hat so geklirrt? Meine Tante... Du kennst sie sicher, Tanja Holmes... Sie ersetzt den Schaden natürlich.«

»Nicht nötig«, schüttelte Saschas Gegenüber abwehrend den Kopf. »War nur eine komische, auf alt getrimmte Vase.«

»Aber sie wird was gekostet haben. Ich glaube nicht, dass Tanja damit einverstanden ist, euch etwas schuldig zu bleiben.«

»Nicht mir. Wenn, dann meinen Eltern. Und wenn du glaubst, dass sie merken, dass bei uns im Garten eine Vase fehlt, dann hast du dich geschnitten. Ivana macht die Scherben weg und gut. Ist nicht der Rede wert.«

Oh, du kannst also doch sprechen. Und sogar in ganzen Sätzen, wollte Sascha sagen, verkniff es sich aber. Er konnte es nicht richtig greifen, aber irgendetwas an seinem Gegenüber war merkwürdig.

Er strahlte große Anspannung aus, sogar Nervosität. Fragte sich nur, warum?

Es war nett, dass er den Ball geholt hatte und kein Aufheben um den Schaden machte. So wie es aussah, wollte er den Zwischenfall sogar vor seinen Eltern verheimlichen und Tanja die Standpauke ersparen. Ein freundlicher Zug an einem Menschen mit sehr unfreundlichem Auftreten.

»Ist sonst noch etwas?«, fragte der Spross der von Winterfelds barsch. Die Finger seiner rechten Hand lagen auf dem Türblatt, als könne er es nicht erwarten, Sascha loszuwerden. Im Grunde war sein ganzes Verhalten abschreckend und schlicht blöd. Wer brauchte solche Nachbarn? Niemand.

Aber es gab viele Teenager, die nach außen hin erst einmal den gelassenen Bastard heraushängen ließen – Sascha konnte das selbst gut, wenn er ehrlich war – und hinterher doch nett waren.

Und weil er niemanden hier kannte, er jedem eine zweite Chance einräumte und Winterfeld junior im richtigen Alter war, hörte er sich sagen: »Ja. Ich bin wie gesagt Sascha.«

Er ließ eine kurze Pause, um dem anderen die Möglichkeit zu geben, sich seinerseits vorzustellen, was er nicht tat. »Ich bin neu in Hamburg. Gerade zugezogen. Krach mit den Eltern. Du kennst das sicher. Hmm... ja, und bis zum Schulanfang sind noch vier Wochen und ich kenne keine Menschenseele. Versauern will ich bis dahin auch nicht. Du hast nicht zufällig Bock, mir die Stadt zu zeigen? Also nicht den Fischmarkt und den ganzen Touristenkram, sondern die richtigen Sachen?«

Es war eine lange Rede. Besonders, da der andere Gesprächsteilnehmer keine Reaktion zeigte; nicht einmal nickte oder verständnisvoll schaute. Das letzte Wort war kaum über Saschas Lippen, als er wusste, dass seine Mühe vergebens war. Die Vogelscheuche starrte ihn an, als wäre er nicht bei klarem Verstand.

Ȁh... nein?« Die Absage klang wie eine Ohrfeige.

Kein Lieber nicht, kein diplomatisches Ich habe nicht viel Zeit, kein Meine Religion verbietet es mir, mich mit Ungläubigen abzugeben.

Schlicht nein, und zwar in einem Tonfall, als hätte er darum gebeten, ihm den Mond vom Himmel zu holen oder ein viktorianisches Abendkleid anzuziehen.

Irritiert legte Sascha die Stirn in Falten, bevor er schleppend antwortete: »Okay. Ich gehe dann mal besser. Danke für den Ball.« Wieder keine Reaktion. »Ciao.«

Genervt wandte er sich ab. Es wunderte ihn nicht, dass die Tür ohne Abschiedswort hinter ihm ins Schloss fiel. So ein saublöder Hund. Wenn seine Eltern ebenso bescheuert waren, war es kein Wunder, dass Tanja nicht gerne mit ihnen sprach oder Fehler einräumte. Was bildeten sie sich ein? Waren sie etwas Besonderes? Wohlhabend? Aus guter Familie? Zu erhaben für Normalsterbliche? Wenn ja, waren sie anscheinend auch zu erhaben für profane Dinge wie Sonnenlicht.

»Solltest vielleicht mal ab und zu rausgehen«, knurrte Sascha unterdrückt. »Dann sähest du auch nicht so ausgekotzt aus.« Vornehme Blässe wahrscheinlich.

Am Rande zum Grundstück seiner Tante blieb er stehen und schlug mit der Faust auf den maroden Holzbriefkasten. Er hasste es, wenn Leute glaubten, sie wären etwas Besseres als der Rest der Welt. Dabei war ihm vollkommen egal, warum sie sich für besser hielten.

In der Schule hatte es auch solche Vögel gegeben. Mitschüler, die meinten, sie könnten sich etwas auf ihr Aussehen oder auf die Anzahl der flachgelegten Schnallen einbilden. Als Schwuler vom Dienst hatte er neben diesen Typen immer alt ausgesehen, denn Eroberungen vom eigenen Geschlecht zählten nicht. Immerhin war er in den Augen einiger Idioten selbst ein halbes Mädchen. Dabei gehörte er wahrlich nicht zu dem Typ Homosexueller, denen man bei jedem Schritt und jedem Wort anhörte und -sah, von welchem Ufer sie waren.

Vielleicht war das das größte Problem auf dem Dorf: Da nur die feminin angehauchten Schwulen auffielen, bildeten sie das Rollenmodell für alle anderen homosexuellen Männer in der Öffentlichkeit. So ein Unsinn. Ihm merkte man mit Sicherheit nicht an, mit wem er ins Bett ging – oder gehen wollte. Sascha konnte genauso rennen, Fußball spielen, Mopeds frisieren und auf dem Rechner Monster abknallen wie jeder andere Teenager auch. Nur Vorurteile ausmerzen, das konnte er nicht. Und gegen den Hochmut anderer Leute anreden auch nicht.

Was immer an Saschas Nase Winterfeld junior nicht gepasst hatte, war nicht sein Problem. In letzter Zeit waren viele Dinge nicht sein Problem, und das war für sein Empfinden eine gute Entwicklung.

Auf der anderen Seite der Haustür rutschte Andreas langsam zu Boden. Durch den Stoff seiner Jogginghose konnte er die Kälte der Fliesen spüren. Sein Herz jagte. Jeder einzelne Pulsschlag schien hinter seiner Stirn und in seinem Hals ein Echo zu finden und mit Verstärkung zurück in den aufgeregten Magen zu fahren.

Es war ein Wunder, dass er sich nicht vor dem fremden Teenager übergeben hatte. Lächerlich, aber nicht zu ändern.

Er schloss die Augen und atmete tief durch, lehnte den Hinterkopf an die ebene Tür. Sie gab ihm Sicherheit, während sein Kreislauf ihm Wellengang bei Windstärke 8 vorgaukelte.

»Hölle«, murmelte er mit trockenem Mund.

Was für ein Tag. Zu viel Aufregung für seinen Geschmack. Erst die Panikattacke im Pool, dann der an Manie grenzende Bewegungsdrang, der ihn im Fitnessraum schwitzen ließ.

Das Klirren der zerbrechenden Vase hatte er wirklich nicht gehört. Dass er den Besucher überhaupt bemerkte, lag daran, dass er gerade sein Training beendete, als es klingelte.

Im Nachhinein wäre es Andreas lieber gewesen, wenn er es nicht gehört hätte. Es war immer dasselbe, wenn er allein war. Er machte nicht gerne die Tür auf, zwang sich aber dazu.

Morgens war meistens Ivana im Haus, aber es war schon vorgekommen, dass sie einkaufen war, wenn seine Pakete kamen. Auf seine Neuanschaffungen wollte er nicht verzichten, nur weil er Angst vor dem Postboten hatte. Außerdem hatte es in der Vergangenheit Ärger gegeben, wenn sein Vater feststellte, dass jemand vor verschlossener Tür gestanden hatte, obwohl Andreas da war.

Die Angst war allerdings nicht der einzige Grund, warum seine Beine kribbelten, als würde eine Heerschar Feuerameisen darauf spazieren gehen. Es gab nicht viele Begegnungen mit anderen Menschen in Andreas' Leben.

Auf der einen Seite waren da seine Eltern und sein Großvater, der ab und an zu Besuch kam. Bekannte oder Geschäftspartner kamen eher selten vorbei; wie auch, wenn die Hausherren meistens bis spät am Abend in der Firma waren. Auf der anderen Seite gab es nur Ivana, die ständig wechselnden Gärtner, mit denen er wenig zu tun hatte, und seinen Hauslehrer Dr. Schnieder.

Zu gleichaltrigen Jungen oder Mädchen hatte Andreas in der realen Welt schon lange keinen Kontakt mehr. Schon vor seiner Krankheit war er kein Rudeltier gewesen und die wenigen zarten Freundschaften, die sich in seinen ersten Schuljahren gebildet hatten, hatten die Isolation nicht überdauert.

Kurz gesagt war dieser Sascha der erste junge Mann, den Andreas seit sehr langer Zeit in Fleisch und Blut vor sich gesehen hatte. Der erste Mensch, der versucht hatte, mit ihm zu reden und ein wie auch immer geartetes Interesse signalisiert hatte. Und er hatte sich wie ein Vollidiot aufgeführt; zu überrascht, zu verängstigt und gleichzeitig zu sehr darauf bedacht, seine Panik zu überspielen. Mist.

Auf einmal zuckte frische Kraft durch Andreas' Körper und verdrängte seine Ängste und damit die körperlichen Ausfallerscheinungen. Vielleicht konnte er noch einen Blick auf den Fremden werfen, wenn er sich beeilte.

Mit einer Geschmeidigkeit, die seine vorherige Erschöpfung Lügen strafte, kam er auf die Beine und raste nach oben in sein Zimmer. Erst kurz vor der Fensterbank stoppte er und verrenkte sich den Hals, um das Nachbargrundstück einsehen zu können. Am liebsten hätte er das Fenster aufgerissen und den Kopf nach draußen gehalten, aber das hätte zu seltsam gewirkt, wenn ihn jemand dabei beobachtete.

Im ersten Moment sah es aus, als wäre er zu spät. Weit und breit kein Sascha. Dann entdeckte er ihn auf dem schmalen Pfad zwischen Nachbarhaus und Hecke. Mit glänzenden Augen folgte Andreas jedem seiner Schritte und dachte im Stillen, dass er mittlerweile vollkommen irre war.

Wie ein Stalker beobachtete er einen Jungen, der ihm vor zwei Minuten angeboten hatte, mit ihm um die Häuser zu ziehen. Normal war das nicht. Aber er konnte den Blick nicht abwenden. Sascha sah gut aus, richtig gut. Er wirkte gepflegt, obwohl – oder gerade weil – seine Jeans an den Knien kunstvoll zerrissen waren und tief auf seinen schmalen Hüften saßen.

Andreas blickte an sich herab und schämte sich für seinen Aufzug. Gegen Sascha sah er aus wie ein Penner. Und, oh Gott, mit Sicherheit hatte er auch so gerochen. Geduscht hatte er heute nicht, und das harte Training hatte den Rest erledigt.

»Scheiße.«

Der Abend endete in einem Anfall von Reinlichkeit und ein paar Stunden exzessiven Computerspielens, um nicht an die peinliche Begegnung mit dem neuen Nachbar denken zu müssen. Solange hektische Spielsimulationen Andreas' Geist forderten, kam er nicht auf die Idee, Sascha interessant oder auch nur gut zu finden.

Später im Bett – seine Eltern waren inzwischen heimgekehrt, waren aber an seiner verschlossenen Zimmertür gescheitert – war es nicht mehr so leicht, die unliebsamen Gedanken zu verdrängen. In endlosen Wiederholungen lief seine Blamage vor seinem inneren Auge ab, bis der Tag endlich seinen Tribut forderte und ihn schlafen ließ.

Seine Träume konnte Andreas nicht kontrollieren. Im Schlaf drehte sich das Rad der Zeit rückwärts und schuf eine neue Situation, drückte inniges Wunschdenken aus und Sehnsüchte, die im wachen Zustand nicht sein durften.

Nicht, weil er sich dafür schämte. Nein, viel mehr, weil sie keine Zukunft hatten. Weil sie albern waren. Weil sie nie Wirklichkeit werden konnten. Weil es Träume gab, die es einem umso schwerer machten, mit der Realität fertig zu werden. Doch zwischen Halbschlaf und

Traum brauchte Andreas diese Welt hinter dem Schleier. Sie spendete ihm Trost und ließ ihn wenigstens ab und zu der Mensch sein, der er sein wollte.

Er kehrte zurück. War wieder im Fitnessraum, aber dieses Mal nicht verschwitzt, sondern frisch geduscht. Wieder löste er den Kopfhörer aus seinen Ohren, hörte das Klingeln an der Tür.

Dieses Mal sprang er erwartungsvoll und gut gelaunt die Stufen hinauf, öffnete die Tür. Regelte wieder das Problem mit dem Baseball, aber lachte dabei ausgelassen, unterhielt sich, lehnte im Rahmen. Folgte dem ausdrucksstarken Mienenspiel des anderen, lächelte über seine leicht eckigen Augenbrauen, die ihn an Graf Zahl erinnerten.

Blicke, die tiefer gingen. Signale, die mit einem Mal eindeutig waren. Keine Fragen, keine Antworten. Seine Hand auf der Schulter des anderen. Küssen. Er hatte noch nie jemanden geküsst, aber war dennoch ein Profi.

Natürlich, es war sein Traum.

Der dunkle Hausflur, er drückte Sascha gegen die Wand und stieß auf keine Gegenwehr; nur auf eine Hand, die sich auf seinen Hinterkopf legte und ihn näher zog. Keine Spielereien, keine Unsicherheiten, keine Reue. Nähe. Hunger. Erleichterung. Zittern. So lange gewartet, so lange gehofft.

Schleier. Nebelschwaden. Die reale Welt. Nein.

Andreas wollte nicht aufwachen, nicht allein sein. Er wollte es zu Ende bringen. Wenn es auch nicht real war, war es besser als alles, was er kannte. Mit aller Macht versuchte er die Bilder festzuhalten und zurückzugehen, fand sich aber unweigerlich in seinem Bett wieder. Die Traumwelt löste sich von seinem Geist wie Regentropfen, die über eine Fensterscheibe rannen. Zurück blieb nur die Erregung.

Er wollte es nicht, obwohl er schon lange wusste, was und vor allen Dingen wer ihn interessierte und erregte. Schwul zu sein war eine weitere Komplikation in einem Leben, das eh schwierig bis gar nicht zu meistern war. Aber damit kam er zurecht. Es gab Videos, Bücher, Nacktfotos, Magazine. Er redete sich nicht ein, auf Frauen zu stehen und würde damit sicher nie anfangen. Es war sein kleines Geheimnis.

Doch den neuen Nachbarn zu einer Wichsvorlage zu machen, war gefährlich. Sehr gefährlich, denn Andreas fürchtete, durch diese Entwicklung endgültig zu jemandem zu werden, vor dem man Angst haben musste. Zu jemandem, der die Grenze zwischen bemitleidenswerter Krankheit und Wahnsinn überschritten hatte und keinen Rückweg fand. Zu einem Mann, der mit dem Fernglas am Fenster stand und darauf hoffte, dass sich im Nachbarhaus jemand auszog.

All diese Überlegungen konnten nicht ändern, dass er diese Fantasie wollte und brauchte. Deswegen erlaubte er es sich. Für eine Nacht, nur ein einziges Mal. Es war aufregend, an jemanden zu denken, der real war. Sascha war mit Sicherheit nicht schwul, und wenn doch, dann würde er sich für kein Wrack wie ihn interessieren, aber der Gedanke an seinen Körper, seine Hände, seinen Mund war Balsam auf Andreas' Wunden.

Er ließ sich Zeit, zögerte seine Lust heraus, obwohl es eine Qual war. Er zwang die Bilder seines Traums zurück in seinen Kopf und verlor sich in den Details, an die er sich erinnerte. Alles würde er geben, um es Wirklichkeit werden zu lassen. Die Küsse, die Berührungen, der geteilte Rausch.

In seinen Gedanken kniete Sascha vor ihm im Flur und küsste seinen Bauch, glitt tiefer. Funkelte ihn von unten verheißungsvoll an, bevor er seine Hose öffnete.

Diese Vorstellung war zu viel für Andreas. Er warf die Bettdecke beiseite und unterdrückte jeden Laut, als er kam. Die vertraute Feuchtigkeit legte sich über seine Finger und brachte ein paar Sekunden erleichterten Friedens mit sich. Genug, um wieder in den Schlaf zu gleiten und auf neue Träume zu hoffen.

Kapitel 4

»Ich glaube, Andreas geht es schlechter«, störte Margarete von Winterfeld die Stille am Frühstückstisch. Ihre Bemerkung drang durch den Schutzwall der Tageszeitung ihres Mannes, erzielte jedoch keinerlei Wirkung. Einzig der Löffel, der mit mechanischen Bewegungen seinen Kaffee umrührte, verharrte für eine Sekunde, bevor er seine Reise umso schneller wieder aufnahm.

Nach einer Minute beharrlichen Schweigens setzte sie zu einem neuen Versuch an: »Richard? Hast du gehört, was ich gesagt habe?«

»Hm?« Die Zeitung sank ein paar Zentimeter herab. Der Blick des Hausherrn streifte den Teller seiner Frau, auf dem eine halbe Grapefruit geduldig darauf wartete, von ihr verzehrt zu werden. Ohne Zucker oder Süßstoff selbstverständlich. »Ist das alles, was du essen willst? Wir haben eine lange Konferenz vor uns. Nicht, dass dir wieder auf halber Strecke schwindelig wird.«

»Entschuldige mal bitte«, entrüstete sie sich. »Das ist mir nur ein Mal passiert, und da war ich schwanger, wenn ich dich daran erinnern darf. Wie lange willst du mir das denn noch vorhalten?«

Darauf hatte er keine Antwort. Schwanger war für seine Begriffe das falsche Stichwort, denn von dort war der Weg zu ihrem gemeinsamen Sohn zu kurz. Er hätte es vorgezogen, die Essgewohnheiten seiner Angetrauten zu diskutieren.

Manchmal fragte er sich, wovon sie lebte. Gemüsesäfte und leichte Salate allein konnten kaum einen gesunden Körper ernähren. An manchen Tagen hatte er Sorge, sie ohnmächtig hinter ihrem Schreibtisch vorzufinden. Was geschehen würde, wenn sie einmal ernstlich erkrankte, durfte er sich nicht ausmalen. Der Gedanke war zu verstörend. Dafür waren sie schon viel zu lange ein Team.

Margarete richtete sich auf ihrem Stuhl auf und schlug die Beine übereinander. Stahl blitzte in ihren grauen Augen, als sie streng sagte: »Ich rede mit dir. Würdest du bitte die Zeitung beiseitelegen?«

Ein Seufzen unterdrückend gab Richard ihrem scharfen Unterton nach. In Momenten wie diesen zeigte sich, dass sie von klein auf dazu erzogen worden war, andere Menschen zu führen und ihren Kopf durchzusetzen.

Als Erbin des Konzerns war sie gut vorbereitet worden. Nur selten ließ sie ihn spüren, dass eigentlich sie diejenige war, die von Geburt her das Sagen in diesem Haus hatte. Aber wenn sie es tat – sich durchsetzte, klare Worte sprach, seine Aufmerksamkeit verlangte –, kam er nicht umhin, sich daran zu erinnern, dass er ein Emporkömmling war, der lediglich in die gute Familie eingeheiratet hatte. Dass er damals den Namen seiner Frau angenommen hatte, hatte ihm Ende der achtziger Jahre oft mitleidiges Lächeln eingebracht. Er war nicht gerne der Prinzgemahl. Dieser Gedanke bereitete ihm manches Mal Bauchschmerzen, obwohl Margarete ihm meistens großzügig die Führung in geschäftlichen und privaten Dingen überließ. Ansonsten wäre ihre Ehe wohl schon vor Jahren gescheitert.

»Was gibt es denn, Liebling?«, fragte er betont sanft. »Denk daran, dass wir nicht mehr viel Zeit haben. Wir müssen gleich los.«

»Das weiß ich selbst. Aber ich möchte mit dir über deinen Sohn sprechen.«

Das war typisch. Wenn etwas schiefging – als ob in dieser Beziehung nicht eh alles schiefging –, war Andreas plötzlich sein Sohn. »Ich höre?«

»Es geht ihm nicht gut. Dr. Schnieder hat mir eine Nachricht hinterlassen, dass er gestern wieder nicht zum Unterricht gekommen ist. Ich glaube, wir müssen…«

»Was?«, unterbrach Richard seine Frau aufbrausend. »Schon wieder? Wie stellt der Junge sich das eigentlich vor? Wir tun doch alles, um es ihm leicht zu machen. Glaubt er, wir geben uns aus Spaß so viel Mühe, ihm entgegenzukommen?«

»Sicher nicht. Ich verstehe es doch auch nicht. Ich sehe nur, dass es ihm schlechter geht.«

»Und was genau möchtest du mir damit sagen?«

Margarete verzog den Mund zu einem dünnen Strich. Sie ärgerte sich über seine aggressive Art. »Beruhige dich mal wieder. Ich habe keine Lust, mit dir zu streiten. Ich habe nur überlegt, ob es vielleicht eine gute Idee wäre, doch noch einmal einen anderen Arzt hinzuzuziehen «

»Nein«, fuhr Richard ihr erneut ins Wort und erhob sich ruckartig. »Du weißt, was dabei herauskommt. Wir kümmern uns um Andreas und bald wird es ihm besser gehen. Das Ganze fing mit der Pubertät an und wird enden, wenn er diese Phase hinter sich hat. Ende der Diskussion.«

Um jeden Versuch einer Fortsetzung des Gesprächs im Keim zu ersticken, verließ er das Esszimmer. Das war nicht nett, aber er hatte keine Zeit und Lust, sich wieder in einer endlosen Diskussion zu verstricken, die immer zum selben Ergebnis führte. Er wusste doch selbst nicht, was mit seinem Sohn los war. Vermutlich hatten sie ihn ein wenig verzogen. Dass er ein Einzelkind geblieben war, hatte sicher auch nicht geholfen. Streit zwischen Geschwistern war gut und Konkurrenzdenken stärkte den Charakter und das Durchsetzungsvermögen.

An beidem mangelte es Andreas. Aber das war kein Grund, sich dem Urteil von Quacksalbern zu überlassen. Sie hatten es in der Vergangenheit durchaus versucht. Richard hatte nach ein paar Jahren aufgehört zu zählen, wie vielen Ärzten sie den Jungen vorgestellt hatten.

Mit gestrafften Schultern marschierte er in den ersten Stock und steuerte auf sein Arbeitszimmer am Ende des engen Flures zu, um seinen Aktenkoffer zu holen. Er wollte nicht vor dem Zimmer seines Sohnes anhalten, doch seine Füße fragten nicht nach seiner Meinung.

Zögernd drehte Richard sich um, schaute die Tür an, als wäre sie sein ärgster Feind. Ein unbehagliches Gefühl breitete sich in seiner Magengrube aus. Am liebsten hätte er dieses unliebsame Thema schlicht vergessen, vergraben unter einem Berg Arbeit.

Stattdessen erwischte er sich dabei, dass er verstohlen nach der Klinke griff und sie probeweise herunterdrückte. Als sie gestern Abend heimkamen, war abgeschlossen gewesen – jetzt nicht mehr. Vorsichtig warf er einen Blick in den Raum und verzog das Gesicht, als ihm ein strenger Geruch entgegenschlug. Andreas schlief noch. Die dünne Bettdecke war zur Seite gerutscht und entblößte Teile seines männlichen Körpers, als wolle eine unbekannte Macht Richard vor Augen führen, wie erwachsen sein Sohn mittlerweile war.

Es fühlte sich an wie ein Schlag auf den Hinterkopf. Als würde ein strenger Lehrer sagen: »Sieh genau hin. Deine Theorie zur Pubertät gerät ins Wanken. Er ist jetzt erwachsen und es hat sich trotzdem nichts geändert.«

Allmählich ging ihnen die Zeit aus, aber Richard sah keine Alternative. Ja, die Ärzte hatten ihre Meinung deutlich kundgetan. Sie hatten davon gesprochen, Andreas zu einem Psychotherapeuten zu schicken, ihn mit Psychopharmaka ruhigzustellen oder sogar in eine Klinik einzuweisen.

Das kam nicht infrage. Kein von Winterfeld brauchte einen esoterisch angehauchten Vollidioten, der Träume deutete und seinem Sohn Unsinn in den Kopf setzte. Man wusste schließlich, wie solche Therapien vonstattengingen und was diese Medikamente mit dem Geist eines Menschen anstellten.

Richard würde nicht zulassen, dass man seinen Sohn in einen weinerlichen Zombie verwandelte. Er würde auch nicht erlauben, dass man seine Familie in Misskredit brachte und ihnen unterstellte, keine guten Eltern zu sein. Margarete könnte das nicht ertragen.

Vor allen Dingen aber kannte Richard Andreas sehr gut und eines wusste er genau: Sein Sohn war nicht geisteskrank.

Wieder war es unerträglich heiß. Vor der direkten Sonneneinstrahlung mochten die dichten Vorhänge und hohen Buchreihen der Bibliothek schützen, aber nicht vor der drückenden Schwüle, die sich über dem Fluss bildete. Es war nur eine Frage der Zeit, bis es gewitterte, obwohl der Himmel hinter den Fenstern noch unschuldig blau war.

Andreas ging es dreckig. Nicht dass er sich darüber wunderte. Er konnte sich nicht erinnern, wann er sich das letzte Mal mit jeder Faser seines Selbst gut gefühlt hatte. Irgendetwas war immer.

Meistens nahm er es mit stoischer Gelassenheit hin, aber an Tagen wie diesem nervte ihn sein verräterischer Körper. Er hatte guten Willen zeigen wollen und war zum Unterricht erschienen. Glücklich war er darüber nicht. Genau genommen gab es etwas in ihm, das glaubte, dass er die falsche Entscheidung getroffen hatte und im Bett hätte bleiben sollen. Die Anwendungen der Integralrechnung waren auch nicht geeignet, seine Laune zu verbessern.

Hölle, wie sehr er die Bibliothek verabscheute. Früher einmal war sie ein Hort der Wunder gewesen. Die teuren Bücher hatten ihn fasziniert. Mit dem Finger war er die langen Reihen gebundenen Leders entlanggefahren und hatte sich gefragt, welche großartigen Geschichten sich wohl dahinter verbargen. Die Ruhe und die schweren Ledersessel hatten ihm ein Gefühl von Geborgenheit vermittelt.

Mittlerweile aber verband er mit der Bibliothek nur noch Niederlagen. Wie das Wohnzimmer und das Arbeitszimmer seines Vaters war sie für ihn zu einem Raum finsterer Erinnerungen und bitteren Versagens geworden. Wann immer er in einem dieser Zimmer in Panik geraten war oder sich einer unangenehmen Situation hatte stellen müssen, war ein Stück von seinem Selbstvertrauen zerschmettert worden.

Wenn sein Vater ihn in sein Arbeitszimmer zitierte oder verlangte, dass er den Abend mit seinen Eltern im Wohnzimmer verbrachte, wurde er jedes Mal schrecklich nervös. Meistens ließ das Desaster nicht lange auf sich warten.

Geblieben waren ihm neben seinem Zimmer nur die Küche und der Fitnessraum im Keller. In der Küche war meistens nur Ivana anzutreffen – seine Mutter kochte nie – und auch der Fitnessraum wurde von seinen Eltern nicht besucht. Sie hatten ihn für Andreas eingerichtet und kümmerten sich nicht weiter darum. Und trotzdem fühlte er sich in beiden Räumen entblößter als in seinem eigenen Zimmer. Er war verrückt, daran konnte es keinen Zweifel geben.

»Würden Sie sich bitte ein wenig konzentrieren?«

Er sah auf. Dr. Schnieder musterte ihn kritisch, wenn auch nicht zwingend unfreundlich.

Obwohl der Lehrer sehr intelligent und bemüht war, mochte Andreas ihn nicht. Als Mann konnte er das dürre, farblose Männchen nicht ernst nehmen und seine wissenden Blicke brannten ihm jedes Mal ein Loch in die Haut. Es war, als würde der Lehrer ihm hinter die Stirn schauen und seine Stimmungen erahnen.

Diese Form von Empathie war nicht ansatzweise so angenehm, wie es sich ein Außenstehender vielleicht vorstellte. Andreas' Kampf mit sich selbst bestand zu einem großen Teil daraus, sich und anderen das Gefühl zu geben, dass alles in Ordnung war. Oder sich und anderen etwas vorzumachen, wie immer man es nennen wollte. Wurde ihm die Maske, die er tragen wollte, durch die Frage nach seinem Befinden abgerissen, explodierten seine Ängste und brachen unter der Fassade hervor.

»Ich versuch's«, würgte er und wand sich auf seinem Stuhl. Um Konzentration bemüht, starrte er auf sein Mathematikbuch, doch die Zahlen verschwammen vor seinen Augen.

Dr. Schnieder, der Andreas lange genug unterrichtete, um zu wissen, wann er aufgeben musste, verließ seinen Platz auf der anderen Seite des Tisches und ging nachdenklich auf und ab. Schließlich blieb er stehen und sagte ernst: »Ich schaue mir das ja nun schon eine ganze Weile an und ich glaube, so geht es nicht weiter. Wir hängen so weit zurück, dass Sie frühestens in zwei Jahren für eine Abiturprüfung infrage kommen.«

»Ich gebe mir Mühe!«, fauchte Andreas ungehalten, während die Finger seiner rechten Hand sich in seinen Oberschenkel gruben. Das vertraute Zittern glitt in seine Gliedmaßen und biss sich dort fest.

»Das weiß ich.« Der Lehrer nickte. »Ich habe nichts anderes behauptet. Aber wir erzielen kein Ergebnis.«

»Dann können wir es ja auch lassen. Ist eh nicht meine Idee gewesen.« Trotz ließ Andreas in diesem Augenblick jünger wirken, als er in Wirklichkeit war. Wohin sollte dieses Gespräch führen? Ihm wurde immer unbehaglicher zumute.

»Könnten wir. Aber...«, Dr. Schnieder machte ein unstetes Gesicht, als handele er wider besseren Wissens, »... das ist keine Lösung. Sie brauchen eine Schulbildung und Sie sind ein kluger Kopf. Es wäre eine Schande, Ihr Potenzial wegzuwerfen, nur weil jemand vor vielen Jahren eine falsche Entscheidung für Sie gefällt hat.«

»Falsche Entscheidung?«

Zögernd presste der Lehrer die Lippen zusammen, bevor er sich an den Schreibtisch lehnte und die Arme verschränkte. »Sie sind volljährig. Ich sollte so etwas vermutlich aus Loyalität zu Ihren Eltern und damit meinen Arbeitgebern nicht sagen. Aber ich kenne Sie nun seit vielen Jahren und sehe, dass es Ihnen nicht besser geht – eher schlechter. Sie sollten sich in Behandlung begeben. Ihre Erkrankung ist bekannt und kann therapiert werden. Es mag nicht leicht sein, aber viele meiner Kollegen berichten von Kindern und Jugendlichen, die zwischenzeitlich mit Phobien zu kämpfen haben und davon loskommen.«

»Ich habe keine Phobie«, knurrte Andreas ungehalten. Nein, er hatte keine Phobie. Er war exzentrisch. Das war die offizielle Erklärung und dabei würde er in der Öffentlichkeit bis zum bitteren Ende bleiben. Was bildete sich dieser Vogel eigentlich ein? »Und ich glaube nicht, dass Sie in der Position sind, mir solche Ratschläge zu geben.« Richard von Winterfeld wäre stolz gewesen, wenn er den entschlossenen, selbstbewussten Tonfall seines Sohnes gehört hätte; von der bissigen Wortwahl ganz zu schweigen.

»Mein Vater wäre sicher nicht begeistert, wenn er wüsste, dass Sie hinter seinem Rücken seine Kompetenz infrage stellen.«

»Vielleicht nicht, aber meine Meinung kann man nicht kaufen.« Dr. Schnieder lächelte traurig. »Und ich wäre ein schlechter Pädagoge, wenn ich nicht auf die Sorgen meiner Schüler reagieren würde. Weglaufen bringt nichts, verstehen Sie? Sie müssen sich dem stellen «

»Warum? Mir geht es gut und Sie wären Ihren Job los, wenn ich draußen zur Schule gehen würde«, entgegnete Andreas zynisch. »Das wollen wir doch alle nicht. Ich glaube, Sie werden ganz gut bezahlt. Und jetzt gehe ich. Ich habe Kopfschmerzen.«

Dr. Schnieder machte keinen Versuch, ihn aufzuhalten, als er sich an ihm vorbeischlängelte und floh. Nein, nicht floh. Er lief nicht weg. Auf keinen Fall. Andreas hatte wirklich Kopfschmerzen. Sie legten sich als fester Ring um seine Stirn und drohten ihm das Gehirn aus dem Schädel zu pressen.

Angesichts der Schmerzen konnte er jeden Gedanken an die Unterhaltung guten Gewissens beiseitedrängen. Das war ihm gerade recht. Zuerst musste er sich um seinen Kopf kümmern, und später würde er sich vielleicht, ganz vielleicht mit dem beschäftigen, was der Lehrer gesagt hatte.

Keinesfalls, indem er darüber nachdachte, sondern indem er sich bei seinem Vater beklagte, dass der von ihm eingestellte Pauker frech wurde. Problem gelöst.

Andreas' Weg führte ihn nach oben. Seltsamerweise ließen alle körperlichen Symptome stets nach, sobald er die Tür seines Zimmers hinter sich schloss. Sie verschwanden nicht gleich ganz, wurden aber erträglich und lösten sich nach einer Weile schließlich in Wohlgefallen auf.

Oben angekommen traf Andreas allerdings erst einmal auf Ivana. Die vergangenen zwei Stunden, die er in der Bibliothek verbracht hatte, hatte sie genutzt, um in Windeseile sein Zimmer auf Vordermann zu bringen. Die Fenster standen weit offen und waren frisch geputzt. Der Müll auf seinem Schreibtisch und die getragene Kleidung waren verschwunden und das Meer von leeren Wasserflaschen neben seinem Bett entsorgt.

Andreas musste zugeben, dass es jetzt ungleich angenehmer war, heimzukommen und nahm sich fest vor, es beim nächsten Mal nicht so weit kommen zu lassen.

Ivana drehte sich zu ihm um; das Staubtuch, mit dem sie seinen Fernseher in Angriff genommen hatte, in der Hand. »Ich bin fast fertig.« Ein sanfter Ausdruck stand in ihrem runzeligen Gesicht, als sie Andreas wissend musterte und auf ihn zutrat. Halb liebevoll, halb betroffen strich sie ihm über die Wange. »Das Bett ist frisch bezogen.«

Mehr sagte sie nicht; auch nicht fünf Minuten später, als sie ihn allein ließ. Sie schloss nur sehr leise die Tür hinter sich und lächelte ihm kurz zu.

Andreas wünschte sich von Herzen, alle Menschen wären wie Ivana. Der Duft der frischen Bettwäsche hüllte ihn ein, als er sich ein Buch über keltische Cup-and-Ring-Markierungen schnappte und sich auf die Matratze fallen ließ. Der Anblick der prähistorischen Felskunst, die er nie außerhalb von Fotobänden und Fernsehen zu Gesicht bekommen würde, war bittersüß.

Kapitel 5

Sascha konnte nicht behaupten, dass sein erster Tag in Hamburg verlaufen war, wie er es sich vorgestellt hatte. Tanja und die Kinder waren früh am Morgen losgezogen. Die Kleinen gingen zum Ferienspaß-Programm, während seine Tante zur Orchesterprobe musste. Er blieb allein zurück und spürte zum ersten Mal die Last der neuen Umgebung auf seinen Schultern.

Mit einem Tag Verspätung begann er, sich fehl am Platz zu fühlen. Seine Freunde kamen ihm in den Sinn. Er fragte sich, was sie gerade machten. Bestimmt trafen sie sich an der Kreuzung im Dorf und fuhren von dort zum Schwimmen an den See.

Sascha runzelte die Stirn. Wie lange würden sie noch Kontakt halten, bevor sich ihre Freundschaften im Sand verliefen? Ein paar Monate, ein Jahr? Und was war mit seiner Familie? Hinterließ er eine Lücke? Kam es ihnen merkwürdig vor, dass er fort war? Oder waren sie erleichtert? Sicher waren sie erleichtert. Ihr Leben würde ohne ihn einfacher sein.

Niemand mehr, der mitten in der Nacht von einem gutmütigen Polizisten eingesammelt und nach Hause gebracht wurde. Niemand, der den Kühlschrank leer fraß. Niemand, der von der Schule suspendiert wurde, weil er zusammen mit den anderen Zielschießen vom Dach gemacht hatte – und zwar nicht mit Wasser. Niemand, der nach einer Party betrunken in den Flur kotzte. Niemand, der zwei Mal aus Unachtsamkeit durch die Fahrprüfung rasselte. Und natürlich niemand, der in einen anderen Mann verkeilt auf dem Sofa lag.

Ja, er hatte es krachen lassen, und er bereute es nicht. Nur fiel es Sascha an diesem ersten Tag in Hamburg schwer, sich an die Gründe zu erinnern, warum er sich auf die Großstadt gefreut hatte. So landete er letztendlich an seinem Computer und ärgerte sich darüber. Da war er endlich in einer Stadt, die ihm etwas zu bieten hatte, und er verbrachte den Tag in seinem Zimmer.

Andererseits war das vielleicht nicht die schlechteste Wahl, denn nachdem es um die Mittagszeit so heiß geworden war, dass er im Sitzen schwitzte, ging am Nachmittag ein heftiges Sommergewitter nieder.

Wie Gewehrfeuer prasselte der Regen an sein Fenster und schuf eine ureigene Gemütlichkeit. Die Stunden galoppierten eilig vorbei und als er unten einen Schlüssel im Schloss hörte, war er fast überrascht, dass Tanja mit ihren Sprösslingen schon wieder zurückkam.

Danach erging es ihm besser. Fabian und Sina kämpften um die Aufmerksamkeit ihres neuen Bruders und es gab ein weiteres Mal ein gemütliches Abendessen im Familienkreis. Als die Kinder im Bett waren, blieben Tanja und Sascha noch eine Weile auf und zogen sich in das Wohnzimmer zurück. Zur leisen Berieselung lief der Fernseher, aber sie unterhielten sich mehr, als dass sie das Geschehen auf der Mattscheibe beachteten.

»Und? Was hast du heute getrieben?«, wollte Tanja nach einer Weile wissen und streckte die Beine genießerisch unter dem Couchtisch aus.

»Nicht viel eigentlich«, gab ihr Neffe zu. »Oben gewesen, ein paar Sachen am Computer gemacht.«

Sie nickte und zog eine Augenbraue hoch. »Klingt nicht gerade spannend. Sorry, dass ich so wenig Zeit hatte. Aber wie gesagt, am Wochenende gehen wir shoppen und ich zeige dir die Stadt. Oder zumindest ein bisschen davon «

»Schon gut, ich bin ja schon groß. Ich sterbe nicht, wenn ich ein paar Stunden allein bin.«

»Das ist mir schon klar, aber glaube mal nicht, dass ich nicht weiß, dass diese ganze Geschichte für dich auf gut Deutsch gesagt beschissen ist. Neue Stadt, neue Schule, neue Familie...« Augenscheinlich machte sie sich Gedanken, drängelte aber nicht weiter, als Sascha nicht darauf einging und es vorzog zu schweigen. Ein paar Minuten später richtete sie sich halb auf und schüttelte wie benommen den Kopf. »Da fällt mir gerade ein: Du hast gestern gar nicht mehr erzählt, wie meine geschätzten Nachbarn reagiert haben.«

»War nur eine Vase und die scheint nicht besonders wichtig gewesen zu sein. Mal ganz abgesehen davon, dass der Typ ein Arsch ist, hat er mir den Ball gegeben und das war's.«

»Ja, Richard von Winterfeld ist ein echtes Herzchen. Unglaublich von sich selbst, seiner Überlegenheit und seiner Firma überzeugt, aber privat ein Stinktier.«

Überrascht sah Sascha auf. »Firma? Ist er dafür nicht ein bisschen jung?« Anscheinend hatte er sich beim Alter des Nachbarn gewaltig verschätzt.

»Jung?« Tanja wirkte mindestens ebenso verwundert. »Ich weiß nicht genau, wie alt er ist, aber er müsste auf die Fünfzig zugehen «

Ȁh, dann war das nicht der, der mir die Tür aufgemacht hat. Der Typ kann nicht viel älter als ich gewesen sein.«

»Wie sah er denn aus?« Mit einem Mal wirkte seine Tante sehr interessiert.

»Keine Ahnung, so alt wie ich. Genauso groß«, ließ Sascha den Eindruck des anderen Teenagers Revue passieren. »Lange, braune Haare... wirkte ziemlich vergammelt. Und war sauunfreundlich.«

»Verstehe«, murmelte Tanja und sah nachdenklich in Richtung Garten. »Dann ist er immer noch da. Ich dachte, er würde vielleicht nicht mehr dort wohnen. Habe ihn ewig nicht mehr gesehen.«

»Wer ist er?« Das lange Gesicht Tanjas weckte doch wieder Saschas Neugier, obwohl er sich am Vortag vorgenommen hatte, nie wieder einen Gedanken an den unfreundlichen Fremden zu verschwenden.

»Andreas von Winterfeld.«

»Der Sohn? Wenn ja, scheint er ganz nach seinem Alten zu kommen«, erwiderte Sascha trocken. Der Apfel fiel nicht weit vom Stamm, wie man so schön sagte. Hoffentlich galt das nicht auch für ihn selbst, denn er legte Wert darauf, dem Spießbürgertum seiner Eltern zu entkommen.

»Nicht wirklich.« Vehement schüttelte Tanja den Kopf. »Er ist früher ein netter Junge gewesen, aber irgendetwas stimmt da drüben

nicht. Die ganze Nachbarschaft redet darüber. Es heißt, er ist krank.«
»Das ist aber kein Grund, sich wie die Axt im Wald aufzuführen«, warf Sascha ein. »Dass er krank ist, dachte ich mir schon.
Na ja, Pech eben. Aber warum redet man darüber? Ist doch nichts dabei. Wenn die Leute nichts haben, worüber sie sich das Maul zerreißen können, sind sie nicht glücklich, oder?«

Seine eigenen schlechten Erfahrungen spielten bei dieser Bemerkung eine große Rolle. Das Gerede anderer Leute war ihm ein Dorn im Auge, da es ihm in der Vergangenheit oft das Leben schwer gemacht hatte. Insofern empfand er sogar einen winzigen Hauch Sympathie für den Jungen, dessen Geschichte die Gerüchteküche zum Brodeln brachte und dessen Schwierigkeiten anscheinend von Garten zu Garten weitergereicht wurden.

»Vermutlich hast du recht. Aber das ist alles Theorie und Praxis. Keiner findet es gut, über andere Leute zu reden, und am Ende tun es doch alle. In Andreas' Fall ist das nur schon sehr speziell.«

»Und wieso? In dieser Stadt werden jeden Tag tausend Leute krank. Was ist daran so interessant? Hat er eine Tropenkrankheit? Oder Syphilis?«

Tanja lachte auf: »Nein, an Syphilis glaube ich kaum. Der Punkt ist, dass das schon seit vielen Jahren so geht. Er war noch ein Kind, als es zum ersten Mal hieß, dass er krank ist. Die von Winterfelds haben sich furchtbar angestellt, wenn man sich nach ihm erkundigt hat. Keiner weiß, was er hat, aber er hat es schon sein halbes Leben.« »Oh«, machte Sascha und runzelte die Stirn. Er konnte sich nicht vorstellen, so lange krank zu sein. Er selbst war immer ein gesundes Kind gewesen, das abgesehen von der einen oder anderen Grippe nie das Bett hüten musste. »Und ist das, was er hat... ich meine...?« »Ob es etwas Lebensbedrohliches ist? Nein, das glaube ich nicht. Irgendetwas ist da faul. Manchmal habe ich das Gefühl, seine Familie sperrt ihn ein. Man sieht ihn fast nie draußen. Es kommen keine Freunde zu Besuch und er geht nirgendwo hin.« Tanja war anzusehen, dass ihr das Rätsel rund um das Kind der Nachbarn nahe ging. »Und wenn man ihn sieht, kann man nie sagen, ob es

ihm besser oder schlechter geht. Er ist immer blass, aber er sieht nicht aus wie jemand, der langsam an einer tödlichen Krankheit stirbt. Außerdem: Warum sollte man das verschweigen? Das wäre eine Tragödie, aber kein Geheimnis.«

»Du hast dir darüber viele Gedanken gemacht, oder?« Gegen seinen Willen fühlte Sascha sich unbehaglich. Hatte er diesen Andreas falsch eingeschätzt? War er nur so unfreundlich gewesen, weil er neugierige Fragen fürchtete?

In Tanjas Augen blitzte es besorgt auf. »Oh ja, das habe ich. Wenn ein Kind praktisch verschwindet, nicht mehr zur Schule geht und von den Eltern isoliert wird, dann denkt man eben an Dinge, an die man gerade als Mutter nicht denken will.«

»Du glaubst, dass sie ihn schlagen? Oder sogar Schlimmeres?« Saschas Augen wurden groß und plötzlich kamen ihm seine eigenen Eltern gar nicht mehr so schrecklich vor.

»Weiß ich nicht. Ich denke nicht. Wenn sie das getan hätten, wäre er doch bestimmt weggelaufen. Er muss mittlerweile über achtzehn sein. Er hätte ausziehen können. Seine Eltern sind sowieso nie da. Das war schon immer so. Keine Ahnung, ob sie es überhaupt merken würden, wenn er nicht mehr da wäre.«

Tanja senkte den Kopf und spielte mit ihrem Ehering. »Er war als Kind immer so dankbar für jedes freundliche Wort. Ich kann mich gut erinnern, weil ich gerade erst hergezogen war. Er saß in einem Berg aus Spielzeug im Garten, aber niemand war bei ihm – höchstens die Haushälterin. Wenn du mich fragst, kommt er da drüben nicht gut zurecht. Er ist sehr alleine, glaube ich.«

Letzteres konnte Sascha gut nachfühlen. Auch er fühlte sich seit dem Vortag einsam, aber er war nicht so naiv zu glauben, dass seine Einsamkeit mit der des mysteriösen Jungen von nebenan zu vergleichen war. Ein moderiger Geruch stieg Sascha in die Nase, vermengt mit der sehr eigenen Note stehender Wassermassen. Windböen strichen ihm über das Gesicht und bildeten einen Ausgleich zu der Sonne, die mit unverminderter Kraft vom Himmel brannte. Ausgerechnet mit einer schwarzen Hose bekleidet aus dem Haus zu gehen, war keine intelligente Idee gewesen, denn seine Beine brannten unter dem aufgeheizten Stoff.

Saschas erster Weg hatte ihn auf die Einkaufsmeile an der Binnenalster geführt, doch in der Wärme zwischen den einzelnen Geschäften hatte er es nicht lange ausgehalten. Deswegen hatte er die Bahn zur Reeperbahn genommen und war die berühmte Straße der Vergnügungen entlanggestreunt, bevor er zum Hafen abbog.

An den Landungsbrücken angekommen, hielt er überwältigt die Hand über die Augen, um die Werften mit ihren Ozeanriesen besser sehen zu können. Die Schiffe waren gewaltig, schienen viel zu majestätisch, um von winzigen, menschlichen Ameisen geschaffen worden zu sein. Starr lagen sie vor Anker oder im Trockendock. Die Vorstellung, dass es eine Macht geben sollte, die diese Riesen versenken konnte, schien absurd.

Mit Blick auf das Wasser schlenderte Sascha an den Landungsbrücken entlang in Richtung Speicherstadt. Auf den Anlegern sammelten sich Familien, um an einer Bootstour durch den Hafen teilzunehmen. Das flaschengrüne Museumsschiff *Rickmer Rickmers* interessierte ihn zwar, war aber von Touristen überlaufen, sodass er verzichtete.

Drei Tage Hamburg. Angekommen war er noch nicht. Er schwankte zwischen Aufregung und Ernüchterung.

Die schiere Größe der Stadt war überwältigend. Er spürte das einzigartige Flair der Hansestadt, von dem Touristen aus aller Welt schwärmten. Aber es war ein Unterschied, ob man als Besucher in eine Stadt kam oder plötzlich realisierte, dass sie sein neues Zuhause war.

Er hatte gedacht, es würde ihm leichter fallen. Welcher Jugendliche träumte nicht davon, das Elternhaus und die damit verbundenen Auseinandersetzungen hinter sich zu lassen? Nun, da es geschehen war, fühlte es sich gar nicht so glorreich an.

In Saschas Träumen von der Zukunft war er immer erst gegangen, nachdem er sein Abitur in der Tasche hatte und bereit für die Welt dort draußen war. Und auch wenn er sich eher die Zunge abgebissen hätte, als es zuzugeben, war er kein bisschen bereit. Er war froh, dass der Krach hinter ihm lag, aber mit dem Druck durch seine Eltern hatte er auch seine Freunde und seinen Lebensraum verloren. Ein hoher Preis.

Und alles nur, weil er seinen eigenen Kopf hatte und an Frauen nichts Aufregendes finden konnte. Er war seiner Tante dankbar, dass sie eingegriffen und ihn zu sich eingeladen hatte. Dankbar für ihre sachliche Art, mit der sie seiner Mutter klargemacht hatte, dass sie alle nichts davon hatten, wenn sie weiterhin umeinander herumschlichen, bis jemand explodierte und der nächste Streit die Wände zum Zittern brachte

Tanja hatte ihm großzügig eine Alternative geboten. Aber sie konnte nichts dagegen tun, dass es Sascha ein widerliches Gefühl in der Magengrube bescherte, sein Zuhause verlassen zu haben, weil seine Eltern nicht mit ihm zurechtkamen. Ihn nicht nehmen konnten, wie er war. Sich vermutlich vor seinen Neigungen ekelten.

Dabei konnte keine Rede davon sein, dass er auf abartige Sexpraktiken mit Hunden, Blut oder kleinen Kindern stand. Er liebte Männer. Das war alles.

Dass sein Vater ihn kurz nach seiner ach so schockierenden Entdeckung beiseitegenommen und gedroht hatte, ihn windelweich zu prügeln, wenn er Sascha je in der Nähe kleiner Jungen sähe, hatte ihn innerlich beinahe umgebracht.

Kannten sie ihn so wenig? War jeder Schwule für sie ein Pädophiler? Trauten sie ihm so etwas zu? Er wollte immer noch glauben, dass die Bemerkung seines Vaters dem ersten Schreck entsprungen war – die damit verbundene Drohung ebenso. Sascha war abgesehen von ein paar Ohrfeigen nie geschlagen worden.

Er konnte sogar sagen, dass er eine recht schöne Kindheit hatte. Umso schlimmer, dass dieser Schutz jetzt in sich zusammenbrach, nur weil er anders war

Nein, sein Vater hatte es nicht ernst gemeint. Das wusste Sascha tief in seinem Herzen. Aber anscheinend gab es gewisse Ängste, denen die Eltern von Homosexuellen sich stellen mussten. Dass in den Medien immer wieder von verkappt schwulen Priestern oder Lehrern berichtet wurde, die sich an ihren Schützlingen vergriffen hatten, half nicht. Reißerische Zeitungen, die diese Themen bis zum Erbrechen ausreizten und zur Volksverdummung beitrugen, ebenfalls nicht.

Auch im Jahr 2010 existierte in einigen Köpfen noch das Bild des mit sexuell übertragbaren Krankheiten gespickten, tuntigen Kerls, der sich alles packte, was nicht bei drei auf dem Baum war.

Sascha schob die Unterlippe vor. Sie lebten im toleranten, modernen Deutschland, verdammt noch mal. Nicht in Uganda. Es gab eingetragene Lebenspartnerschaften für Homosexuelle. Es gab ein Grundgesetz, nach dem jeder Mensch gleich war. Berlin hatte einen schwulen Bürgermeister, andere Städte ebenso. Selbst der verfluchte Außenminister, der um die ganze Welt reiste und mit fremden, weniger offenen Kulturen in Berührung kam, war schwul.

Saschas Klassenkameraden, von denen man aufgrund ihrer Jugend Übles zu erwarten hatte, hatten ihn ohne mit der Wimper zu zucken akzeptiert. Nur seine Eltern kamen nicht klar. Das war ungerecht.

Ungerecht war auch, dass Sascha sich den trüben Gedanken nicht entziehen konnte. Missmutig trat er an das Hafenbecken und lehnte sich ans Geländer. Die seichten Wellen schlugen gegen den rissigen Beton.

Er wollte in Hamburg ankommen, die Vergangenheit und die damit verbundenen Gefühle hinter sich lassen. Er brauchte ein Ziel, auf das er sich konzentrieren konnte.

Dumm nur, dass der Schulanfang noch weit entfernt lag. Er war vermutlich der einzige Schüler in der ganzen Stadt, der dem Beginn des neuen Schuljahres entgegenfieberte. Aber in seinen Kursen würde er mit neuen Leuten zusammentreffen. Vielleicht würde er nicht gleich dicke Freundschaften schließen, aber doch zumindest Bekanntschaften, die ihn aus der Langeweile und drohenden Lethargie rissen.

In diesen Tagen gab es schlicht zu wenig, mit dem er sich beschäftigen konnte, um sich von den Dingen abzulenken, mit denen er sich nicht auseinandersetzen wollte. Deshalb wanderten seine ziellosen Gedanken zu dem Gespräch mit seiner Tante vor zwei Tagen. Lieber in fremder Menschen Leid herumstochern als im eigenen.

Das Mysterium rund um den Sohn der Nachbarn war die eine oder andere Überlegung wert. Noch immer verursachte ihre erste Begegnung einen üblen Nachgeschmack auf Saschas Zunge, aber er begann sich zu fragen, welches Geheimnis Andreas von Winterfeld umgab. Nicht, dass er mit etwas Dramatischem rechnete. Aber der Gedanke an einen Jungen in seinem Alter, der seit Jahr und Tag kaum das Haus verließ und angeblich krank war, war befremdlich.

Okay, ging er einmal davon aus, dass Andreas wirklich krank war. Die Vorstellung, bereits so lange an das Haus gebunden zu sein, bescherte Sascha eine Gänsehaut. Er drehte sich um und starrte in Richtung der Häuserreihen über dem Hafen.

Wie schlimm war es wohl wirklich? Wie lange hatte Andreas keine Schule, keinen Club, keine Eisdiele, kein Geschäft, keine Tennishalle gesehen? Oder war die Wahrnehmung der Nachbarn schlicht falsch? Aber nein, das konnte Sascha sich nicht vorstellen. Klar, viele Leute redeten viel, aber meistens beinhalteten Gerüchte einen wahren Kern und damit einen Aufhänger für das Geschwätz.

Er versuchte sich vorzustellen, was es bedeutete, sein halbes Leben in einem Gebäude gefangen zu sein – ob durch Krankheit oder äußere Einflüsse, war an der Stelle egal. Sascha kam nicht umhin zuzugeben, dass er an Andreas' Stelle längst den Verstand verloren hätte.

Wie ein Gefängnis ausgestattet war, war letztendlich nicht wichtig. Es kam nur darauf an, dass man es nicht verlassen durfte. Allein der Gedanke löste einen unsteten Druck in seiner Brust aus, als würde ihm die Luft zum Atmen fehlen. Eine Villa, die ein ganzes Leben ausfüllen musste.

Saschas Mitgefühl weichte die Erinnerung an ihre erste Begegnung behutsam auf. In Kombination mit seinem eigenen Dilemma entstand wie von selbst der Entschluss, Andreas noch eine Chance zu geben. Jemand wie er konnte sicher einen Freund gebrauchen. Und wenn Sascha ehrlich zu sich selbst war, ging es ihm nicht anders.

Kapitel 6

Mit Andreas ging etwas Merkwürdiges vor.

Seit dem unerwarteten Zusammentreffen mit dem neuen Nachbarn waren einige Tage vergangen. Das Wochenende stand vor der Tür, aber es war ihm nicht bewusst. Nach dem Zwischenfall mit dem Lehrer hatte Andreas sich bei seinen Eltern beklagt, was dazu geführt hatte, dass der Unterricht für eine Weile ausgesetzt worden war. Schließlich hatten alle anderen Schüler zurzeit auch Ferien. Auch mit Unterricht kümmerte es Andreas nicht, welcher Wochentag war. Sein Leben verlief immer in denselben Bahnen, tagein, tagaus.

Als er jünger war, hatte er seinen Lebensrhythmus am Fernsehprogramm festgemacht. Aber aus dem Alter, in dem er stundenlang Cartoons ansah, war er heraus, und was die Sender abends und auch nachmittags an Programm anboten, beleidigte Andreas' Intelligenz. Da konzentrierte er sich lieber auf seine stetig wachsende DVD-Sammlung, deren Genuss nicht an feste Zeiten gebunden war.

Um es auf den Punkt zu bringen, hatte er sich in den letzten Jahren hängen lassen. Er hatte geschlafen und gegessen, wann er Lust hatte. Die ganze Nacht wach zu sein und zu Bett zu gehen, wenn die Sonne aufging, war selbst im Winter normal für ihn. Es gab keinen Grund aufzustehen. Der Unterricht war kein Grund, sondern ein Ärgernis, dem man ausweichen konnte. Abgesehen davon war es kein Problem für ihn, die Nacht vor dem Fernseher zu verbringen, anschließend direkt in die Bibliothek zu gehen und erst hinterher zu schlafen.

In den letzten Tagen verhielt Andreas sich anders. Zum einen waren zwei Kartons mit DVDs eingetroffen – vom Klassiker über Serien bis hin zu aktuellen Hollywoodproduktionen war alles dabei –, zum anderen auch ein neues Regal. Dank des zusätzlichen Stauraums wollte seine Sammlung neu sortiert und katalogisiert werden, was einige Zeit in Anspruch nahm.

Was für andere Menschen nach einer unangenehmen, vielleicht auch überflüssigen Arbeit klang, war für Andreas ein herrlicher Spaß und Grund zur Freude. Dass dies zu einem großen Teil damit zu tun hatte, dass er sonst nie eine Aufgabe und damit auch selten Erfolgserlebnisse hatte, gestand er sich nicht ein.

Zum anderen entwickelte er sich zum perfekten Spion. Ein Teil von ihm schämte sich dafür, aber das Auftauchen von Sascha hatte in seinem Inneren einen uralten Mechanismus in Bewegung gesetzt.

Mit der Zeit gewöhnte man sich an ein Dasein, wie Andreas es fristete, aber es gab Momente, in denen selbst ihm schmerzlich auffiel, was ihm fehlte. Ein gleichaltriger Ansprechpartner stand ganz oben auf seiner Liste. Doch jeder gesunde Impuls nach sozialem Umgang wäre im Keim erstickt worden, wäre der Neue nicht auch auf andere Art anziehend gewesen; auf eine rein instinktive, animalische Weise.

Mittlerweile hatte Andreas Sascha drei Mal gesehen. Glücklicherweise aß die Familie Holmes oft auf der Terrasse, sodass er einen Blick auf das Objekt seiner Neugier werfen konnte.

Was hatte Sascha gesagt? Tanja Holmes war seine Tante, was durchaus als Pluspunkt zu verbuchen war. Sie war Andreas stets nett vorgekommen, auch wenn seine Eltern sie nicht mochten. Als schlichte Orchestermusikerin war sie kein Mensch, der in die elitären Kreise der Familie von Winterfeld passte. Musik wurde als Kunstform zwar akzeptiert, aber nicht als Beruf. Und Menschen, die freundlich auf jeden zugingen und das Herz auf der Zunge trugen, waren Margarete und Richard sowieso suspekt.

Es war armselig, hinter der Gardine am Fenster zu stehen, um einen Blick auf den gut aussehenden Nachbarn zu erhaschen. Besonders, nachdem Andreas so furchtbar unfreundlich zu ihm gewesen war.

Das kam öfter vor, wenn ihm jemand unerwartet zu nahe trat – und so gut wie jeder Kontakt war für seinen Geschmack zu nah –, aber in diesem Fall tat es ihm zum ersten Mal seit Jahren leid.

Lächerlich oder nicht, fühlte es sich gut an, dabei zuzusehen, wie Sascha mit seinem Cousin draußen spielte oder entspannt auf der Terrasse saß und las. Andreas sog die Leichtigkeit seiner Bewegungen in sich auf und bewunderte stumm die Sorglosigkeit, mit der Sascha sich draußen aufhielt. Zumindest so lange, bis ihm wieder bewusst wurde, dass es für jeden anderen Menschen normal war, durch den Garten zu laufen und mit unbekanntem Ziel auf die Straße zu treten. Und mit diesem Bewusstsein kamen die Sehnsucht und der Schmerz, wurde die Beobachtung des aufregenden Schwarzhaarigen zur Folter.

Der positive Nebeneffekt seines erwachten Interesses war, dass Andreas einen Grund hatte, zu halbwegs anständiger Zeit aus dem Bett zu kriechen. Er klebte zwar nicht den ganzen Tag hinter dem Fenster wie ein Knastbruder hinter seinen Gittern, aber es machte ihm Spaß, alle zwei oder drei Stunden neugierig zu überprüfen, ob jemand im Nachbargarten war.

Vier Tage nach ihrer ersten Begegnung saß Andreas im Schneidersitz auf dem Fußboden zwischen seinen Filmen und konnte sich nicht konzentrieren. Seine Fantasie funkte ihm permanent dazwischen und sorgte dafür, dass das Alphabet in seinem Kopf Samba tanzte.

Es war nicht schwierig, die einzelnen DVDs nach Genre zu sortieren, doch immer wieder mischte sich eine Reisedokumentation zwischen die Horrorfilme und eine Komödie mit R in die Action-Filme von A bis F. Der *Star Wars*-Hexalogie fehlte auf einmal der vierte Teil, der sich erst nach aufgeregter Suche zwischen *Pulp Fiction* und den *Blues Brothers* wiederfand, welche ebenfalls nicht zusammen auf einen Haufen gehörten.

»Meine Fresse«, murrte Andreas und schob die Filme von sich. »Ist ja wie im Kindergarten hier.«

Mit der grundsätzlich fehlenden Fähigkeit, Ordnung zu schaffen, hatten seine Schwierigkeiten nichts zu tun. Viel mehr mit den sinnlichen Vorstellungen, die ungefragt durch seinen Kopf sprangen. Wenn man sich alle paar Minuten fragte, ob der geschätzte Nachbar bei diesem Wetter auch einmal ohne T-Shirt im Garten auftauchen würde, fiel das Denken schwer.

Langsam stand er auf und rieb sich über die eingeschlafenen Oberschenkel, bevor er ans Fenster trat. Eine ganz und gar unmögliche Idee spukte Andreas durch den Kopf, für die sein Unterbewusstsein bereits klammheimlich Kraft ansammelte. Schützend verschränkte er die Arme vor der Brust, während er sich an die Zeit erinnerte, in der der Garten ihm noch keine Angst gemacht hatte.

Es war früher möglich gewesen, sich draußen aufzuhalten. Der Ausflug zum Pool am Anfang der Woche hatte eine andere Sprache gesprochen, aber Andreas wusste noch gut, wann die Panik eingesetzt hatte: erst als er den Schatten der Villa hinter sich ließ und sich von den schützenden Mauern entfernte. Auf der Terrasse hatte er sich noch einigermaßen wohlgefühlt. Und eben diese Terrasse lag sehr dicht am Nachbargrundstück.

Woher der plötzliche Wunsch nach Kontakt kam, wusste er nicht. Vielleicht hing es damit zusammen, dass Sascha ihm freundlich entgegengetreten und Andreas nicht mehr daran gewöhnt war, mit unvoreingenommenen Menschen zu tun zu haben. Ivana, Dr. Schnieder und seine Eltern schlichen im Allgemeinen um ihn herum, als würden sie auf Eierschalen laufen. Sascha wusste nichts von Andreas' Schwierigkeiten. Das war eine große Erleichterung für jemanden, der stets kritisch von der Seite beäugt wurde.

Kontakt will ich ja gar nicht, dachte Andreas sich im Stillen. Nur einen genaueren Blick auf ihn werfen. Es wird auch nicht lange dauern. Ich warte einfach, bis er nach draußen kommt.

Die Vorbereitungen für Andreas' Ausflug zeigten das ganze Ausmaß seiner Phobie. Zuerst einmal war für ihn klar, dass er sich nicht auf die Terrasse setzen und warten konnte. Er würde von oben beobachten, wann Sascha nach draußen kam. Des Weiteren griff er nach langer Überlegung in die Schublade seines Nachttisches und schob sich eine kleine Dose in die Hosentasche. Wohl fühlte er sich dabei nicht.

Lorazepam war ein Wirkstoff, vor dem er aufgrund der Suchtgefahr großen Respekt hatte. Dennoch waren die Tabletten sein mächtigstes Hilfsmittel. Sein Hausarzt verschrieb das Medikament nur zögerlich, aber selbst Andreas musste manchmal hinaus in die Welt, und dazu brauchte er ein angstlösendes Beruhigungsmittel. Für Ausflüge in den Garten war es nicht gedacht. Er nahm es trotzdem mit, um im Notfall einen Rettungsanker zu haben.

Der nächste Schritt war, sich im Badezimmer kaltes Wasser über die Handgelenke laufen zu lassen. Oft war es sein Kreislauf, der ihm den Dienst verweigerte, und jeder wusste, dass kaltes Wasser auf den Armen den Kreislauf stabilisierte. Andreas' Magen war leer, was eine gute Sache war, denn somit würde er sich draußen nicht übergeben. Schließlich prüfte er unzufrieden sein Äußeres und band seine Haare im Nacken zusammen.

Für Andreas waren diese Vorsichtsmaßnahmen selbstverständlich. Dass jeder andere Mensch angesichts seiner zwanghaften Vorbereitungen den Kopf geschüttelt hätte, war ihm schon lange nicht mehr bewusst.

Zwei Stunden lang wartete Andreas auf dem Fensterbrett sitzend darauf, dass Sascha sich zeigte. Während der gesamten Zeit schlug ihm das Herz bis zum Hals, sodass er um ein Haar gekniffen hätte, als es endlich so weit war.

Mit zitternden Knien sprang er von der Fensterbank und atmete tief durch. Er musste sich konzentrieren. Wenn er sich nicht von vornherein gegen die Angst stemmte, würde sie ihn schon auf der Treppe wahnsinnig machen. Er wusste nicht, warum das so war. Wenn er auf dem Weg in den Fitnessraum war, konnte die Treppe ihn nicht schrecken. Lag aber ein anderes Ziel vor ihm, war jede Stufe ein Problem.

All seinen Mut zusammennehmend verließ er die Sicherheit seines Zimmers. Als er unten im Flur ankam, waren seine Schultern unvorteilhaft hochgezogen, als erwarte er jeden Augenblick ein Attentat. Das Passieren des Wohnzimmers wurde zur Zerreißprobe. Beinahe drehte er um.

Immer wieder sagte er sich, dass es nichts gab, vor dem er Angst haben musste. Immer wieder erinnerte er sich daran, dass er nur auf die Terrasse gehen würde. Kein Stück weiter. Vielleicht drei Minuten forderte die ganze Sache, und drei Minuten konnte er überstehen. Das wusste er. Oder er musste es zumindest glauben.

Die Schiebetür zum Garten schien ihn auszulachen, als er sie mit verbissener Miene aufschob. Eine Wand aus Hitze und intensiven Gerüchen schlug ihm entgegen und zwang ihn, stehen zu bleiben und ruhig zu atmen. Schwindel kroch an ihn heran wie ein verschlagenes Raubtier und machte sich bereit, über ihn herzufallen. Mit einem Mal schien es dumm und kindisch, sich diesen Qualen auszusetzen, nur um Sascha aus der Nähe unter die Lupe zu nehmen.

Angst, Sinn und Instinkt kämpften in Andreas um die Vorherrschaft, bis er dem inneren Krieg ein Ende setzte, indem er die Finger in die Hosentasche gleiten ließ. Der glatte Kunststoff der Medikamentendose schmiegte sich in seine Handfläche und gab ihm ein wenig Halt. Er machte ein paar Schritte in Richtung der hölzernen Gartenmöbel und war froh, als er sich auf die mit weißen Polstern bedeckte Bank setzen konnte.

Endlich hatte er seinen Beobachtungsposten erreicht. Er drehte den Hals zum Grundstück der Holmes'. Es gab eine schmale Lücke zwischen Buchsbaumhecke und Rhododendron, durch die er ein wenig von dem Treiben nebenan erkennen konnte.

Sascha spielte mit seinem Cousin Fußball und machte dabei eine ziemlich gute Figur. Andreas' dunkle Augen weiteten sich unmerklich, als er innerlich Saschas schlanken Körper entlangstreichelte und sich fragte, wie es wäre, ihn zu berühren.

Als er sich sattgesehen hatte, spürte er einen vagen Anflug von Stolz auf seinen Mut. Entschlossen, sein positives Erlebnis nicht mit zu viel Wagemut zu verderben, erhob er sich und wandte sich zum Gehen.

Dummerweise – oder glücklicherweise – war das Guckloch zwischen den Büschen beidseitig, sodass er auf einmal entsetzt feststellen musste, dass Sascha von seinem Spiel aufsah, stutzte und sich dann – Hilfe! – auf ihn zubewegte.

Andreas war sich sicher, dass er jede Sekunde tot umfallen würde. Wie ein Kaninchen vor der Schlange starrte er Sascha entgegen und fragte sich verzweifelt, welchen Eindruck es machen würde, wenn er hektisch ins Haus rannte. Er musste sich zusammenreißen. Noch einmal wollte er sich nicht danebenbenehmen. Die Vorstellung, vor Sascha die Beherrschung zu verlieren, fraß ihn auf. Es gab für ihn keine größere Sorge, als dass jemand anderes mitbekam, wie schwach und hilflos er war. Abgesehen von der Angst, fern von jeder Hilfe tot umzufallen natürlich.

»Hey, so sieht man sich wieder«, rief Sascha ihm mit einer Freundlichkeit entgegen, die Andreas erstaunte. Hatte der andere ihre unrühmliche, erste Begegnung etwa vergessen?

»Hallo«, murmelte er verlegen. Sollte er sich entschuldigen? Fieberhaft suchte er nach Worten und presste schließlich verkrampft hervor: »Und? Wieder etwas zu uns in den Garten geschossen?«

Sascha lachte und fuhr sich durch die Haare. Er warf einen Blick hinüber zu seinem Cousin, der einen Fuß auf seinen Ball gestellt hatte und nicht begeistert von der Zwangspause schien. »Noch nicht, aber wir geben unser Bestes. Hat es Probleme gegeben wegen der Vase?«

»Nein, alles in Ordnung.«

Margarete von Winterfeld hatte nicht bemerkt, dass die Amphore verschwunden war. Andreas war sich nicht einmal sicher, ob sie seit dem Zwischenfall den Garten oder die Terrasse betreten hatte.

Die jungen Männer sahen sich an; Sascha mit einem Lächeln, Andreas mit einem angestrengten Zug um den Mund. Alles in ihm verlangte nach Flucht. Wenn es nichts mehr zu sagen gab, würde er diesem Drang nachgeben. Bald.

Genau, und dich wieder zum Idioten machen, frohlockte sein innerer Teufel leise.

Ein peinliches Schweigen entstand zwischen ihnen. Für Andreas war es schwer genug, überhaupt stehen zu bleiben, und für Sascha war es nicht angenehm, mit jemandem zu sprechen, der ein Stoppschild im Gesicht spazieren trug. Beide Teenager waren unangenehm berührt und fühlten sich nicht wohl in ihrer Haut.

Andreas war enttäuscht von sich. Alles sah danach aus, als ob auch das zweite Treffen zu einem Desaster werden würde.

Doch das Schicksal hatte am Morgen eine gütige Hand bewiesen, als es Andreas in den Kleiderschrank greifen ließ. Als das Schweigen unerträglich wurde, trat Sascha auf einmal interessiert einen Schritt näher an die Grundstücksgrenze und deutete mit leuchtenden Augen auf Andreas' T-Shirt: »He... trägst du das nur zur Zierde oder spielst du auch?«

Verdattert sah Andreas an sich herab und fand auf seiner Brust den Schriftzug eines Computerspiels. Das schwarze Oberteil war bei der Collector's Edition des Strategiespiels dabei gewesen, das zurzeit sein Favorit war. Ohne es zu ahnen, hatte Sascha den verkrampften Nachbarn mit seiner Frage auf ein Terrain geführt, auf dem er sich sicherer fühlte. Gedankenlos erwiderte Andreas: »Klar doch. Im Moment sogar fast ausschließlich.«

»Ich auch.« Sascha grinste. »Das Design und das Gameplay sind so was von cool. Und der Multiplayer-Modus über das Internet ist gigantisch.«

»Total«, blühte Andreas auf. Das gleichmäßige Atmen fiel ihm leichter. »Es ist egal, zu welcher Tageszeit du dich einloggst. Du hast immer innerhalb von zwei Minuten einen Gegner.«

»Und einige von denen sind richtig gut. Manchmal kann ich gar nicht so schnell aufbauen, wie die mich auseinandernehmen.«

»Jeder findet seinen Meister. Und es gibt natürlich ein paar Typen, die praktisch professionell spielen.«

Zustimmend nickte Sascha und verdrehte die Augen. »Im Moment bin ich blöderweise meistens alleine unterwegs statt im Team. Mein Partner hat es ein bisschen übertrieben und seine Zensuren haben das nicht verkraftet.«

»Bei mir dasselbe.« Andreas zuckte die Achseln. Schweiß rann ihm über den Rücken, aber er spürte es kaum. »Dabei müsste ich dringend mal ein paar Ranglistenspiele machen. Aber ich habe keine Lust, mühselig jemanden zu suchen, der auf meinem Level spielt.«

Sascha blinzelte, dann huschte so etwas wie Triumph über seine Züge. Er machte eine spöttische Verbeugung und winkte mit beiden Armen. »Hallo? Hier drüben? Wir haben beide kein Team? Versuchen wir es doch zusammen. Mehr als blamieren können wir uns nicht.«

Fragend und mit der Überlegenheit eines Spielers, der wusste, was er konnte, zog Andreas eine Augenbraue hoch. »Bist du denn gut?«

»Entschuldige mal.« Sascha lachte auf. Seine Stimme vibrierte vor Belustigung. »Ich habe bis vor Kurzem in einer Gegend gewohnt, in der man Fuchs und Hase erst importieren muss, damit sie sich da *Gute Nacht* sagen können. Was glaubst du wohl?«

»Sehr gut also.« Nun musste auch Andreas grinsen. Als seine Mundwinkel sich hoben, zuckten sie, als wollten sie sich über die ungewohnte Arbeit beschweren.

Es war Sascha, der Andreas seine Kennung gab und ihm damit die Aufgabe überantwortete, den Kontakt im Internet zwischen ihnen herzustellen. Sie waren gerade damit fertig, als Fabian schmollend bei ihnen auftauchte und seinen Cousin wieder mit Beschlag belegte. Andreas konnte es nur recht sein, denn kaum dass er sich Saschas Accountnamen eingeprägt hatte, wurde ihm bewusst, was er gerade tat. Er baute Kontakt zu einer echten Person aus Fleisch und Blut auf – zu einem Menschen, der ihm zwar im Internet begegnen würde, aber nur einen Steinwurf weit entfernt lebte. Die Tragweite des Ereignisses fuhr ihm in die Knochen und ließ seinen Abschied rau und holperig werden.

Andreas hielt sich aufrecht, bis er die Terrassentür hinter sich schloss. Auch den Weg durch das Wohnzimmer bewältigte er gut. Auf der Treppe aber forderte sein Körper seinen Tribut ein und er setzte sich überwältigt auf die unterste Stufe.

Mit fliegendem Atem vergrub er das Gesicht in seinen Händen und versuchte sich zu erinnern, wie er in diese Situation geraten war.

Was war passiert?

Er hatte Sascha aus der Nähe bewundert und Stoff für seine Träume gesammelt. Wie sie ins Gespräch gekommen waren, war ihm schleierhaft. Die Erkenntnis, dass er zum ersten Mal seit vielen Jahren mit einem Gleichaltrigen geredet hatte, war bitter, aber es hatte gutgetan. Sehr gut sogar. Sascha war unglaublich nett. Und sah toll aus. Und überhaupt...

Im Schutz seiner Hände lächelte er. Andreas rappelte sich auf und stürzte nach oben, ließ sich vornüber auf sein Bett fallen und verbarg das Gesicht in den Kissen. Er fühlte sich wie ein Sieger.

Dass sein Herz später am Abend immer noch wild in seiner Brust galoppierte, war nicht ausschließlich der ausgestandenen Panik zu verdanken. Lesen Sie weiter in...

Leben im Käfig

Roman von Raik Thorstad Juni 2017

www.cursed-verlag.de